Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwölfter Jahrgang

Nr. 34 Leipzig, den 25. August 1898

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1556 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Wahrheitsmut — Neuer und alter Glaube: 2. Ist dieser neue auch noch der alte Glaube? — Der Wert der Frömmigkeit im Kriege — Hüter, ist die Nacht schier hin? Bilder aus dem religiösen Leben des heidnischen Japan. 1. Vom Shintoismus. Zweite Hälfte — Ueber tendenziöse und tendenzlose Dichtung. Eine Auseinandersetzung mit einem Kritiker der Christlichen Welt — Der Held. Ein zeitgemäßes Märchen besonders für Studenten — Verschiedenes: Bismarcks religiöse Stellung; Römisch-Katholisches; Die Buddha-Legende und das Leben Jesu nach den Evangelien; Kosmogonie und Religion; Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Oesterreich; Orientreise — Erklärung — Anzeigen: Einundfünfzigste Hauptversammlung des Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung in Ulm

Wahrheitsmut

Also wird auch Freude sein im Himmel über Einen Sünder, der Buße thut, vor neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen. Luk. 15, 7.

Erkenne dich selbst! Mit diesem Ausspruch des alten Weltweisen ist die erste und schwerste Aufgabe für unsre sittliche Bildung bezeichnet. Ohne Kenntnis des eignen Ich ist keine Selbsterziehung möglich. Wer seinen Charakter bilden will, der muß sich vor allen Dingen sehen, wie er ist. Dazu gehört aber ein starker Wahrheitsmut. Wir wollen uns nur von unsrer besten Seite kennen. Alle Flecken und Runzeln tilgen wir sorgfältig in dem Bilde von uns selbst, wie es sich in unserm eignen Bewußtsein wiederspiegelt. Strahlend in Tugend und Schönheit soll das eigne Ich vor unsern Augen stehen. Wir übersehen geflissentlich Alles, was unsern Wert herabsetzen könnte. Darum vergleichen wir uns so gern mit Menschen, die schlechter sind, als wir selbst. Dann tritt der eigne Wert um so kräftiger ins Licht. Wer sich ein Unrecht einzugestehen hat, thut es am liebsten mit dem Bekenntnis: Wir sind alle Sünder und fehlen gar mannichfach. Er erkennt seine Schuld an, aber er ist zugleich bemüht, den Wert seiner Mitmenschen ebenso tief herabzudrücken, wie sein eigner Wert gesunken ist. Sich die Wahrheit über sich selbst zu sagen, ohne sie zu mildern durch einen Seitenblick auf die andern Sünder, das kostet einen Kampf, in dem nur ein starker und reiner Sinn für die Wahrheit siegen kann.

Wer seine leibliche Gestalt erkennen will, braucht einen Spiegel. Je genauer und sorgfältiger der Spiegel gearbeitet ist, desto treuer zeigt er uns das eigne Bild. Desto schärfer treten aber auch alle Schönheitsfehler unsrer Gestalt hervor. In einem blinden, unebnen Spiegel erblicken wir ein verschwommnes Bild von uns selbst, dessen Züge unsre Phantasie nach Belieben idealisiren kann. Ohne einen Spiegel vermögen wir die Gestalt unsrer Seele nicht zu erkennen. Schaust du hinein in ein liebes Auge, so blickt aus seinem tiefsten Grunde dein eignes Angesicht dich an. So spiegelt sich dein Ich in der Seele eines geliebten Menschen. Je reiner und edler die Persönlichkeit ist, in der wir uns spiegeln, desto klarer und wahrer erkennen wir unser eignes Bild. Desto schärfer treten aber auch die Fehler und Flecken unsers Wesens heraus. Wer den Anblick des eignen Ich scheut, spiegelt sich in Persönlichkeiten, deren Wesen überzogen ist vom Rost gemeiner Laster. Die schattenhaften und verschwommnen Umrisse seines Charakters, die ihm solch ein Spiegel zurückwirft, kann er nach Belieben zu einem idealen Bilde seiner Persönlichkeit verklären. Hast du den Mut, dich zu sehen, wie du bist, mit allen deinen Fehlern und Sünden, so mußt du dich spiegeln in einer Persönlichkeit, in der das Gute sich zu reinem und starkem Leben entfaltet hat. Damit setzen wir uns der Gefahr aus, daß unsre eigne Gerechtigkeit erbleicht, unser Stolz geknickt wird, unsre Ehre zergeht. Darum gehört ein starker Wahrheitsmut dazu, unser eignes Bild zu schauen im Spiegel einer reinen und edlen Persönlichkeit.

In alter und neuer Zeit hat man es Jesus zum Vorwurf gemacht, daß seine Vorliebe für die Sünder reichlich weit gehe. In der That hat er die bußfertigen Sünder höher gestellt als die Pharisäer mit ihrer korrekten bürgerlichen und kirchlichen Gerechtigkeit. Bei jenen fand er, was diesen fehlte, den Mut, die Wahrheit über sich selbst zu wissen, trotzdem ihre Selbstachtung dadurch zerbrochen wurde. Sie schauen ihr durch eigne Schuld entstelltes Bild in dem fleckenlosen Spiegel seiner heiligen, vollkommnen Persönlichkeit — sie sehen es, trotzdem sie davor schaudern, denn sie lieben die Wahrheit mehr als ihre eigne Ehre. Der bußfertige Sünder erweist sich als Wahrheitsmensch. Darum steigt sein ewiger Wert hoch über den Wert jener Gerechten, die getragen durch die Sitte ihres Standes und gefestigt durch eine lange Gewohnheit, keinen schweren Fehltritt zu bereuen haben. Vor Gott ist einer dieser Wahrheitsmenschen mehr wert als viele jener Gewohnheitsmenschen. Es ist Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, vor neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen.

Es ist die höchste Probe unsers Wahrheitsmuts, wenn wir unser eignes Bild anschauen wollen im Spiegel der alle menschliche Güte und Größe überragenden Persönlichkeit des Sohnes Gottes. Da erweist sich so mancher Zug in unserm Charakter als entstellender Flecken, der in dem trüben Spiegel menschlicher Sitte und Gerechtigkeit als Tugend erschien. Der Wert unsrer Persönlichkeit, der im Blick auf andre Menschen uns völlig sicher gestellt schien, schrumpft in ein Nichts zusammen. Nur wer die Wahrheit mehr liebt als die eigne Ehre, kann es darauf ankommen lassen. Wer aber sich selbst sehen will, wie er ist, weil er die Wahrheit wissen und thun will, der muß sein Leben im Lichte des heiligen Lebens Jesu anschauen. Er muß an seiner Persönlichkeit den eignen Wert messen. Denn wer die ganze Wahrheit thun will, muß sich spiegeln in der Seele des, der ihm sein Bild in voller Wahrheit zeigt. Sich selbst sehen im Spiegel der Persönlichkeit Christi, heißt Buße thun. Wer die Wahrheit thun will, muß Buße thun. Dann aber ist er aus einem unbewußten zu einem bewußten Christen geworden. Die Buße ist der Durchgangspunkt vom unbewußten zum bewußten Christentum, und darum ist Freude im Himmel über Einen Sünder, der Buße thut, vor neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen.

Rolffs

Neuer und alter Glaube

2

Wer uns in der Analyse der Predigten bis dahin gefolgt ist, der wird zugeben müssen: das ist ein in sich geschlossener, charaktervoller Ausdruck modernen, durchaus subjektiv-individualistisch, sittlich-religiös, psychologisch-gesetzmäßig orientirten Christentums.

Es ist wirklich Glaube und neuer Glaube!

Aber ist dieser neue auch noch der alte Glaube? Im Bewußtsein des Verfassers gewiß, der die Substanz seiner Auffassung der im Apostolikum kondensirten Schrift entnommen hat, fortdauernd auf die Schrift, zumal auf den geschichtlichen Christus zurückgeht und die Differenzen seiner Vorstellungsweise von der in der Schrift sich findenden als nur die Außenseite der Frömmigkeit betreffend beurteilt. So sehr ich nun trotz vieler Abweichungen von der hier vertretnen Theologie diese Selbstbeurteilung berechtigt finde, ebenso sehr verstehe ich, wenn die Anhänger des alten Glaubens in diesem neuen Glauben nicht Geist von ihrem Geist und in den dargebotnen Predigten keine für sie gangbare Brücke der Vereinigung erkennen können. Ehlers freilich meint, es müßte „bei ernstlichem Willen leicht sein, die Versöhnung zu finden, wenigstens inmitten der evangelischen Kirche."

Da sollte man sich gegenwärtig halten, daß Glaube und Glaubensbekenntnis zweierlei ist, daß der selig machende Glaube, die Herzensstellung des von Christus ergriffnen Menschen zu Gott immer derselbe ist, daß aber dieser Glaube in sehr verschiedner Weise zum Ausdruck kommen kann; man sollte festhalten, daß der seligmachende Glaube gewiß nicht eins ist mit dem Fürwahrhalten bestimmter geschichtlicher Thatsachen.

Das wird gewiß auch der Altgläubige zugeben, sintemal die Kirchenlehre genau unterscheidet zwischen dem Glauben an geschichtliche Thatsachen (fides historica) und dem persönlichen Heilsglauben (fiducia oder fides salvifica). Aber damit ist doch nicht gesagt, daß dieser letztere nicht abhängig wäre von jenem erstern, daß der seligmachende Glaube „immer derselbe" bleibe, auch wo der Christus, von dem man sich ergreifen läßt, wo die Thatsachen des Heils, daran man sich hält, ganz anders angesehen werden. Der Verfasser macht sich, glaube ich, doch die Not der evangelischen Christenheit, die mich oft wie eine Tragödie berührt, nicht in ihrer ganzen Tiefe klar. Ich glaube bestimmt, daß ehrliche, friedfertige Altgläubige dem Verfasser gern die persönliche Frömmigkeit und Liebe zum Herrn bestätigen, ihn persönlich hochschätzen, trotzdem aber empfinden und bezeugen werden: du hast einen andern Geist als wir.

Das liegt nicht sowohl an einer andern Ausdrucksweise. Ich verstehe überhaupt nicht, wie man das Apostolikum hauptsächlich um seiner Sprache willen für veraltet erklären mag. Die Sprache des Bekenntnisses ist nicht, wie Ehlers sagt, für die Mehrzahl der nicht theologisch geschulten Zeitgenossen eine tote Sprache, die aufgehört hat, ohne weiteres verständlich zu sein. Diese Sprache ist eigentlich unmißverständlich, der lapidare Ausdruck gewisser geglaubter Thatsachen. Diese Thatsachen sind es, die uns Modernen unverständlich, bedeutungslos, anstößig geworden sind; diese selben Thatsachen sind es, mit denen die Altgläubigen sich den Grund, den sichern Grund unter den Füßen entzogen fühlen. Erinnern wir uns, wie Ehlers — für uns Moderne sehr ansprechend — das „empfangen vom heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria" deutet als einen Versuch, die angeborne Sündlosigkeit, die Gottessohnschaft, das Geheimnis seiner Geburt aus Gott zu erklären! Aber gewiß wird hier der Altgläubige nicht vermögen, einen symbolischen Mythus für gleichwertig — für die Versicherung seines Heils — anzunehmen mit einer wirklichen Geschichte. Noch tiefer schneidet ein die Umsetzung der Erscheinungen des Auferstandnen aus äußern Thatsachen, worin der allmächtige Gott den Naturzusammenhang durchbrach, um den zweifelnden Jüngern seinen Heilszusammenhang vor Augen zu stellen, in Erlebnisse des Glaubens, in Thatsachen der subjektiven Erfahrung. Ich stehe genau so wie der Verfasser, empfinde aber jedesmal schmerzlich das Nichtverstehen, Nichtfassenkönnen der Altgläubigen, die ja auch auf die vortreffliche urkundliche Bezeugung hinweisen können. Ehlers freilich stellt „die Ostergewißheit: Er lebt!" ganz unabhängig von der Annahme der Erscheinungen als greifbarer Wirklichkeiten; „das wäre ja ein geschichtliches Fürwahrhalten, das vielleicht morgen schon sich als unhaltbar erweisen läßt, und wo bleibt dann der Osterglaube, wenn er kein festeres Fundament hätte?" Aber welches ist dies Fundament für Ehlers, für uns Moderne überhaupt? „Die froheste Gewißheit, daß der Herr Jesus Christus, von dessen Erscheinung im Fleisch uns die heilige Schrift Kunde giebt, dessen Worte sie überliefert, dessen Thaten sie erzählt, von dessen Leiden sie berichtet, den sie als den Gekreuzigten vor unsre Augen malt, sich auch uns kund thut als den Fürsten des Lebens." Ja, was ist das anders, als der Gesamteindruck einer geschichtlichen Thatsache, der Thatsache Jesu Christi? also doch auch „geschichtliches Fürwahrhalten"? Christentum ist nun einmal geschichtliche Religion. Es handelt sich nur um den Unterschied von einzelnen Thatsachen und Gesamterscheinungen. Dieser Unterschied besteht, ist aber stark subjektiv, und man wird es den Altgläubigen nicht verdenken können, wenn sie uns vorwerfen, wir suchten uns die Thatsachen aus nach unsern philosophischen, wunderscheuen Vorurteilen über das geschichtlich Mögliche, während sie sich beugten unter die Thatsachen göttlicher Heilsgegenwart, die nicht sie hielten, sondern davon sie gehalten würden.

Es handelt sich aber nicht bloß um ein Mehr oder Weniger geglaubter Thatsachen, sondern um ein größeres Bedürfnis der Heilsgewißheit. Das ist doch wahrlich ein respektables Anliegen der Altgläubigen; und wo es ihnen nicht befriedigt wird, da können und dürfen sie nicht mitgehen. Bei Ehlers aber lesen sie immer wieder von den Geheimnissen, die auch dem Christen Geheimnisse bleiben, geahnt im Einswerden mit Christo, gelallt in kindlich unzureichender Sprache, wirklich erfüllt nur im Thun nach Christi Gesetz; alle Gewißheit über Gottes Wege, über seine Heilsgedanken wie über seine Ewigkeitsgedanken, wird vertagt auf die Zeit, da das Stückwerk aufhört. Es mag eine Schwäche ihres Glaubens sein — so scheint es mir —, daß sie nicht an den innern Erfahrungen, die wir von Gottes Gegenwart machen in Natur und Gewissen, vorzüglich in der Wirklichkeit gotteinigen Lebens in Christo, sich genügen lassen können; aber das ist ihnen zu schwankend, abhängig von Eindrücken, Vorurteilen, Stimmungen des trotzigen und verzagten Menschenherzens; sie verlangen eine objektive Gewißheit, die sie hält in ihren Zweifeln, Anfechtungen, Schwankungen. Und diese Gewißheit liegt für sie in übernatürlichen Manifestationen des göttlichen Heilswillens, wie sie in der übernatürlich inspirirten Schrift bezeugt sind.

Wie gehen wir Modernen aber, wie geht Ehlers mit der Schrift um! Er beruft sich zwar auf sie, häuft sogar ihre Zitate; aber er wählt sie, wo sie ihm paßt, deutet sie um ins Moderne und läßt sie am Ende gar fallen als mit der Zeitgeschichte vergänglich! Das völlig Unmögliche ist für den Altgläubigen der Grundsatz, wonach die Texte gewählt werden:

Unser Glaube wird erstarken, unser Bekenntnis wahrhaftig werden, wenn wir aus den Reden der Propheten und Apostel, aus den Worten des Herrn Jesu Christi zumeist solche unsrer Seele einprägen, die vor allen andern vernehmlich auch zu dem heute lebenden Geschlecht noch reden.

Da wird der „eingeborne Sohn" des Johannesevangeliums zu dem „mit Gott einigen, gotteinigen Menschen" umgesetzt. Daß Er ewig präexistent aus eigner Liebesentschließung aus dem Schoß des Vaters kam, arm ward, da Er reich gewesen — das samt den Geburtsgeschichten bei Matthäus und Lukas ist Dichtung, die nur der Glaube zu deuten vermag. In der That ist es den Altgläubigen nicht gegeben, solche Mythendichtung von „müßiger Erfindung, bewußter Täuschung, Unwahrheit, Lüge" zu unterscheiden; es fehlt ihnen dazu die geschichtliche Bildung. Unehrlich aber, ein Taschenspiel muß ihnen dünken die Art, wie hier mit der bekannten Stelle des Philipperbriefs umgegangen wird: da soll die Erniedrigung, der Gehorsam bis zum Tode nur den Heldenkampf ums Leben bedeuten; dieser, nicht aber die Menschwerdung soll in der Entäußerung liegen.

Er, der in göttlicher Gestalt war, zum Herrscher geboren und ausgerüstet, Er hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich sein; die Herrschaft war Ihm nicht ein Gut, das man mit Heftigkeit ergreift und

mit Gewalt an sich reißt, sondern das durch entsagungsreiche Arbeit und selbstverleugnendes Dienen, durch Mäßigung und durch Entbehren gewonnen wird. So entäußerte Er sich!

Dann freilich können auch wir ohne weiteres Christo gleich uns himmlischer Gaben und göttlicher Rechte entäußern: statt wie Uebermenschen eine Herrenmoral zu proklamiren, die die menschliche Willkür, Lehrwillkür, unfehlbare Wahrheit höher wertet als Gottes Gebot, nicht auf unsern Rechts- und Wahrheitsbesitz pochen, sondern jede Ueberlegenheit in den Dienst der Brüder stellen. Man wird es keinem Altgläubigen verdenken können, wenn er darin eine willkürliche Verdrehung klarer Schriftworte sieht. Oft wird er sich fragen, weshalb sich der Prediger kaprizirt, auf solche offenbar metaphysisch-übernatürliche Vorgänge in Gott schildernde Schriftworte zurückzugehn, die doch gewiß nicht „vor allen Andern vernehmlich auch zu dem heute lebenden Geschlecht noch reden," die er vielleicht erst umdeuten muß, um sie diesem Geschlecht mundgerecht zu machen, was ihm doch oft nicht gelingt, sintemal dies Geschlecht „für den Glauben der heutigen Gemeinde den präzisesten Ausdruck verlangt." Was ist ihm mit dem Fortgebrauch des „geboren aus der Jungfrau Maria," des „niedergefahren zur Hölle," des Berge versetzenden Glaubens gedient? Und wie kann der Prediger, nachdem er die äußere Thatsächlichkeit, den zutreffenden Sinn der Worte bestritten, doch seine Predigt schließen: „am dritten Tage (!) wieder auferstanden, aufgefahren u. s. w.!" Das muß dem bibelgläubigen Frommen anstößig sein, ebenso wie die Verwendung eines Pfingsttextes als Ostertext, was ja nur möglich wird, wo man die Pfingstthatsache der Ausgießung des Geistes über die Gemeinde umdeutet zu einer Offenbarung des Geistes Gottes „in den Tiefen des menschlichen Geistes." Wieder ein Mißbrauch der poetischen Lizenz, die er auf dem Gebiet des Heilsglaubens überhaupt nicht am Platze achtet, muß ihm die Einlegung einer Bitte um Bekehrung und neues Leben in das Wort: „Vater, vergieb ihnen!" dünken, womit dann die ganz willkürliche Erweiterung des Schriftgedankens der Sündenvergebung zur Segnung mit geistlichem Segen in himmlischen Gütern überhaupt zusammenhängt. Und wie mag man, nachdem man festgestellt hat, daß Fleisch und Blut das Reich Gottes nicht ererben können, doch ruhig fortfahren zu bekennen: Ich glaube eine Auferstehung des Fleisches?

Diese ganze souveräne, ungenaue, ungefähre, poetisch freie Verwendung der Worte der Schrift und des Bekenntnisses muß für Altgläubige den Schriftgrund unsicher machen, darauf sie doch ihre Heilsgewißheit gründen sollten.

Aber wie steht es nun mit den Offenbarungsthatsachen? mit den Heilsthatsachen? Fest steht davon freilich, das müßten selbst die strammsten Gegner zugeben, die große entscheidende Offenbarungs- und Heilsthat Gottes: Jesus Christus, der einzigartige Anfänger und Vollender einer neuen, gottversöhnten Menschheit, von dem und durch den und zu dem auch nach Ehlers alles Heilsleben der Christenheit fließt. Und gewiß werden sie überrascht sein durch die Fülle von Gnade und Wahrheit, die auch wir Modernen aus Christo schöpfen. Allein sie werden es nicht begreifen können, wie Er uns so viel sein kann, da sein Mittlerwerk lediglich im Vorleben einer neuen, der Religion der Gnade und Wahrheit besteht. Da ist wohl einmal die Rede von dem Christ, der mehr ist als ein Prophet, weil er die Wahrheit lebt, nicht bloß lehrt; aber das ist doch nicht das Entscheidende, sondern daß er die Versöhnung Gottes vollbringt, die Jene vorausgesagt! Zu jenem Ehlersschen Christus, dem Erstling einer neuen Menschheitsreihe, dem Ideal der Religion, mag wohl ein geduldig abzuwartender Uebergang möglich sein von der bloßen Schätzung als Prophet her; aber niemals zu dem Christus, der Gott genug gethan, Gottes Gerechtigkeit erfüllt hat, sodaß nun seine Gnade walten kann über der sündigen Menschheit! Ja bekümmern sich denn eigentlich die Modernen, bekümmert sich Ehlers um die Vorgänge in Gott, wie Gottes Zorn seiner Gnade weichen, wie durch göttlichen Akt die Rechtfertigung der Sünder erklärt, wie durch das Opfer Christi die Herrschaft des Teufels, der Sünde und des Todes gebrochen, wie aus Kindern des Zorns Kinder der Gerechtigkeit wurden? Da ist kein Ringen, kein Sichängsten zu spüren um den zürnenden Gott; man übernimmt einfach aus dem Kindesbewußtsein Jesu und aus seiner Heilandsliebe den gnädigen Gott, den Vater im Himmel. So sorgt man sich auch wenig um das Endgericht; man hat Freudigkeit über den Tag des Gerichts: „Der dich richtet, ist der Hohepriester, der Mitleid haben kann mit unsrer Schwachheit, weil Er versucht ist allenthalben, gleich wie wir; Er weiß, was für ein Gemächte wir sind u. s. w." Und so mischen sich die Anschauungen vom Alten und Neuen Testament, von Heilsbegründung und Heilsvollendung in dem echten Latitudinarismus, der keine Furcht und kein Zittern vor dem heiligen, gerechten Gott kennt, weil er sich ihm verloren hat in den Gott der Liebe, den man in den Tiefen des eignen Gemüts findet, nachdem es Eins geworden mit Jesu Gemüt.

Und was wird da aus der „Erlösung durch sein Blut, nämlich Vergebung der Sünde"? Das Erlebnis des gnädigen Gottes in Jesu, in seinem steten Versöhntsein mit dem Vater und Erbarmen mit den Brüdern, ein Erlebnis, das unter seinem Kreuze gipfelt, wie Jesu Berufstreue und Liebeskraft im Sterben sich vollendete. Aber in dieser Gnade, die uns Jesus nur offenbart, nicht aber erworben, zu deren Empfindung Er uns erlöst, zu deren Waltenlassen Er Gott nicht erst veranlaßt hat, in dieser Gnade läßt uns Ehlers nicht ausruhen; er rechnet offenbar nicht mit den erschrocknen, verzagten Gewissen, die erst aufgerichtet werden müssen durch die Zusicherung des Gnadentrostes. Er verbindet mit der Verkündigung der Rechtfertigungsgnade alsbald die Verpflichtung zum Werk der Heiligung; ihm stehen vor Augen die modernen sichern, trotzigen Gewissen, die die Gnade auf Mutwillen ziehen. So verliert die Erlösungslehre alle dramatische Bewegung, wird aus einem Vorgang in Gott oder zwischen Gott, Teufel und Welt zu einem bloßen Vorgang im innern Bewußtsein Jesu, des Anfängers der neuen Religion, und seiner Jünger.

Und das ist die Kluft, die den neuen vom alten Glauben trennt: nicht Worte, Anschauungen, Sprache, Ausdrücke, sondern eine ganz andre Erlebnisweise göttlicher Dinge und Vorgänge. Den Geisteskindern Schleiermachers werden alle dramatischen Bewegungen und Veränderungen in der gegensatzlosen Gottheit unzugänglich, unverständlich, anstößig; sie wissen nur von Vorgängen, Veränderungen, Bewegungen im menschlichen Selbstbewußtsein, dem sich Gott immer völliger und reiner erschließt in rein innerlichen Offenbarungswundern, deren höchstes, einzigartiges der Neuanbruch im Selbstbewußtsein Jesu war. Ihnen fällt darum das Erlösungswerk Christi völlig nach der Seite der Menschheit, während Paulus und Luther es wesentlich Gott zugewandt dachten.

Ist in den vorerwähnten Punkten Ehlers mehr oder weniger typisch für modernes Glaubensleben im Unterschied von altprotestantischem, so würde die in dieser Zeitschrift meist vertretne Theologie ihn doch in vieler Hinsicht nicht als einen solchen gelten lassen, mit dem sie einerlei Verdammnis zu tragen nötig hätte. Sonderlich die Verkennung der christlichen Gemeinde als einer sozialen Erziehungsmacht, die Glauben an sich hat im Vertrauen auf den Christus, den sie hat in Wort und Sakrament, und die wiederholte Zurückstellung der Aussagen religiösen Erlebens an und mit Christo hinter die Aussagen eines philosophirenden Spekulirens über Gott und Christus, besonders aber der völlige Verzicht auf die Verwertung der immer mehr in ihrem bleibenden religiösen und lehrhaften Werte erkannten Auslegung in Luthers kleinem Katechismus, die den Prediger vor manchen zu weitgehenden Subjektivismen bewahrt und zur Betonung des Objektiven, Gemeinsamen, des Gemeinglaubens veranlaßt hätte — das ist nicht typisch für den neuen Glauben. Und nicht typisch ist endlich für uns Moderne der liebenswürdige Glaube des Verfassers an die Ueberbrückbarkeit der Kluft zwischen altem und neuem Glauben. Dieser Glaube beruht, wie wir sahen, auf einer Verkennung der tiefen, ernsten Anstöße, die wir leider den Altgläubigen geben, beruht also auf einer mangelnden Gerechtigkeit gegen ihre innern Nötigungen. Nein, sagen wir uns das frei und ehrlich: die Kluft besteht, die Tendenzen divergiren, die Erlebnisweise ist eine andre, die Heilsgewißheit eine verschiedne! Dann muten wir jenen nicht, am wenigsten mit moralischen Vorwürfen, christliches Tragen dessen zu, was ihnen den Heilsgrund unsicher macht. Dann bemühen wir uns doppelt,

ihnen die Tragkraft unsers Glaubensgrundes darzuthun. Die Entwicklung des Protestantismus geht durch tragische Konflikte hindurch, die nicht durch Schuld des alten oder neuen Glaubens heraufbeschworen sind. Wer das sich klar macht, der wird gerecht und groß denken von dem alten und bescheiden, aber der Nötigung gewiß von seinem, dem neuen Glauben.

Otto Baumgarten

Der Wert der Frömmigkeit im Kriege

Der Herausgeber der Christlichen Welt hat im Juni des letzten Jahres vor der Theologischen Konferenz in Gießen über Religion und Moral einen Vortrag gehalten, der im letzten Frühjahr im Buchhandel erschienen ist. (Gießen, Ricker, 1898. 27 S. 60 Pfge.) Die Sätze, die Rade in diesem Vortrag entwickelt und vertreten hat, lauten:

1. Die deutsch-evangelische Theologie unsrer Tage vernachlässigt die ethischen Probleme; 2. Die Ethik, auch die evangelisch-theologische, hat vielfach den Zug gehabt, das Bestehende zu sanktioniren, und damit dem Ernst des christlichen Sittengesetzes Abbruch gethan; 3. Die Moral der Bergpredigt ist durchführbar; 4. Religion und Moral sind selbständige Größen, die ebenso getrennt wie vereint vorkommen; 5. Das Wesen des Christentums ist die Identität von Religion und Moral; 6. Wer diesen Standpunkt als „Moralismus" verdächtigt, beschuldigt auch Christus des Moralismus.

Ich möchte durch ein Beispiel beweisen, daß Rades Gedankenreihen befruchtend auf mich eingewirkt haben.

In seinem Gießener Vortrag sagt Rade beiläufig:

Wir Theologen würden in unsrer Gemeinde und darüber hinaus ein dankbares Publikum haben, wenn wir endlich uns frisch und freimütig an die ethischen Einzelprobleme heranmachen wollten, die den Menschen von heute beschäftigen. Und zwar sollen wir sie behandeln als religiös-ethische. Das muß unsre selbstverständliche Spezialität sein. Das erwartet man von uns, und gerade darüber, über die Zusammenhänge von Religion und Moral, will man vor allen Dingen belehrt sein.

Ich glaube, daß dies sehr treffend ist, und möchte selbst dem Wink folgen. Habe ich es früher einmal versucht, im allgemeinen und in großem Zusammenhange das Verhältnis von „Christentum und ethischer Kultur" kurz darzulegen (Magdeburg, Creutz, 1897), so wende ich mich heute zu einer Einzelfrage aus diesem Gesamtgebiet, nämlich zu der Frage nach dem Wert der Frömmigkeit im Kriege.

Was trägt und treibt den Soldaten im Felde? Unter diesem Titel hat Dr. Adolf von Gordon eine lesenswerte, kleine Schrift veröffentlicht. (Berlin, Dümmler, 1896. 55 S. 80 Pfge.) Der Verfasser ist Rechtsanwalt und Notar in Berlin, israelitischer Religion und einer der geistigen Führer der „Gesellschaft für ethische Kultur" in der Reichshauptstadt. Als Heidelberger Student ist er beim Ausbruch des großen Krieges in die Armee eingetreten und hat voll patriotischer Begeisterung als Freiwilliger einen wesentlichen Teil des Feldzuges mitgemacht. Nun hat er nach fünfundzwanzig Jahren in jener Schrift „Gedanken zum französischen Kriege und Stimmungsbilder aus den Tagen vor Metz" der Oeffentlichkeit dargeboten. In gewisser Weise erinnert seine Darstellung an die berühmten „Soldatenbriefe" von Rindfleisch. Auch Gordon giebt Einiges aus den Briefen wieder, die er vom Kriegsschauplatz in die Heimat sandte; und in gleicher Art wie bei Rindfleisch kann man sich hier an dem echt patriotischen Sinn, an dem gesunden, nüchternen Idealismus, an der feinen Beobachtungsgabe, an der warmen und geistvollen Darstellung freuen. Vor allem berührt die ernste Sittlichkeit und die Freimütigkeit und Weitherzigkeit des Urteils ungemein wohlthuend. So berichtet der israelitische Soldat z. B. aus der schweren Belagerungszeit vor Metz an seine Mutter:

Geistig ist dieses Leben der reine Tod. Auf einem Terrain, von dem man nur die nächsten 200 Schritte kennt, ohne jede geistige Anregung von außen, kann das nicht anders sein. Da war es wie ein fruchtbarer Regen, als wenigstens am Sonntag Abend beim Gottesdienste eine gute Predigt vom Divisionsprediger gehalten wurde.

Aehnliche unparteiische und unbefangne Aeußerungen finden sich fast in jedem Briefe. Uebrigens hat der Vergleich mit dem Buche von Rindfleisch auch seine Schranken. Rindfleischs Soldatenbriefe spiegeln den ganzen Gang des Krieges zusammenhängend wieder, Gordon giebt nur kleine Bruchstücke aus seiner Korrespondenz. Rindfleisch ist als reifer Mann hinaus ins Feld gezogen; bei Gordon spürt man, wiewohl das Talent der Beobachtung, Verarbeitung und Darstellung bewundernswert ist, doch zuweilen die Jugendlichkeit studentischen Urteils. Rindfleisch läßt seine Soldatenbriefe vor der Oeffentlichkeit ohne jeden Kommentar und ohne weitere Erörterungen wirken; Gordon hat seinen interessanten Kriegserinnerungen einen längern Abschnitt vorausgeschickt, durch den die folgenden Mitteilungen der Stoff zur Behandlung eines sittlichen Problems werden. So könnte man Gordons Schrift geradezu einen Beitrag zur Psychologie des Krieges nennen. Oder mit andern Worten: Gordon hat seine Erinnerungen und Beobachtungen aus dem Kriege unmittelbar in den Dienst der „Gesellschaft für ethische Kultur" gestellt und daraus ein sehr starkes Argument für seine ethischen Prinzipien zu gewinnen gesucht. Das ist auch der Grund, weshalb eine Prüfung seines Standpunktes in der Christlichen Welt nicht überflüssig ist. Und wie ich aus eigner Erfahrung weiß, daß eine eingehende Unterhaltung und Diskussion mit dem liebenswürdigen und feinsinnigen Verfasser sehr anregend und förderlich ist, so möchte ich auch die Leser der Christlichen Welt zur Lektüre der Gordonschen Schrift und zum Nachdenken darüber ermuntern. Man hat mehr davon, als vom Lesen mancher andern Kriegserinnerungen.

Die Kreuzzeitung hatte am 2. August 1896 einen Aufsatz gebracht unter dem Titel „Sittliche Mächte im Kriege." Darin war der Wert der „Begeisterung" und der abstrakten „Vaterlandsliebe" im Kriege sehr niedrig angeschlagen. Der Soldat bedürfe etwas Persönliches, mit dem er eine Idee verknüpfe, um sein Leben in die Schanze zu schlagen. Die sittlichen Mächte, die auf einer solchen persönlichen Grundlage beruhten und im Kriege 1870/71 uns den Sieg gebracht hätten, seien das Gottvertrauen, die Königstreue, der Gehorsam gegen die militärischen Vorgesetzten in der Disziplin und das Ehrgefühl gegenüber den Kameraden.

An diesen Aufsatz der Kreuzzeitung knüpft Gordon an. Er bestätigt, daß die „Begeisterung" in Feindesland, bei ermüdenden Märschen, bei wochenlangem Biwakiren, bei langsamen Fortschritten, bei schlechtem Wasser und mangelhafter Kleidung, bei Ruhr und Ungeziefer nicht lange vorhalten könne. Der gesunde Humor, die Briefe und Gaben aus der Heimat, der soldatische Wagemut und Ehrgeiz seien da wichtiger als die sogenannte Begeisterung. Die Königstreue sei gewiß eine sehr bedeutsame Macht; aber nicht unter allen Umständen und nicht für Jeden in gleicher Weise könne sie eine entscheidende Rolle spielen. Auch Disziplin und Gehorsam gegenüber den Vorgesetzten und Scham und Ehrgefühl gegenüber den Kameraden sei nicht das Wirksamste; noch weniger das Gottvertrauen, das aus Furcht hervorgehe, meist nur für Wenige und nur für einen Augenblick und nur für den Angriff Kraft gebe und von beiden kriegführenden Parteien einseitig in Anspruch genommen werde, zudem oft in einfachen Fatalismus umschlage. Was unter allen den endlosen Mühseligkeiten, Uebeln und Gefahren des Kriegs allein wirklich vorhalte und entscheide — für den einsamen Posten, die Patrouille, den todmüden Soldaten auf dem Marsche, die einzelnen Heeresteile in der Defensive —, das sei allein das Pflichtgefühl, gebildet und wirksam nach dem Kantischen Satz: Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann. Ebenso wie die Schönheit und Harmonie der Sixtinischen Madonna oder wie die physikalische Lehre von dem Parallelogramm der Kräfte sei „das Pflichtgefühl keiner weitern Begründung zugänglich — es bedarf auch keiner solchen: dasselbe leugnen heißt ein Stück der eignen Existenz verneinen." Das Pflichtgefühl schließt sich zwanglos jeder Lebenslage, jedem Horizonte an; im Kriege bildet es sich je nach den Umständen und Gemeinschaften; es wirkt organisch in der Feldwache, in der Kompagnie, in den einzelnen weitern Truppenverbänden, in der ganzen Armee, im ganzen Vaterlande, im All. Bei allen Aufgaben des Kriegslebens leitet den Soldaten die Pflicht, aber

nicht die theoretisch überlegte, sondern die zu Fleisch und Blut gewordne.

Was sollen wir dazu sagen? — Mit Freuden stimmen wir Gordon zu, wenn er am Schluß seiner Schrift seine Ansicht zusammenfaßt in das Wort:

Es sind dieselben geistigen Mächte, die im Kriege wie im Frieden den Menschen tragen und zu gutem Ausgang führen — voran allen übrigen das allein jedem Druck auf Körper und Geist gewachsene, in sich selbst ruhende Pflichtgefühl.

Aber das Wort, daß dies Pflichtgefühl „in sich selbst ruhe,“ verstehen wir etwas anders als Gordon. Wir meinen damit nicht, daß dies Pflichtgefühl theoretisch und praktisch keiner weitern Begründung zugänglich sei und bedürfe, sondern wir meinen damit vielmehr, daß dies Pflichtgefühl, wo es nur in rechter Erziehung und in eigner Uebung thatsächlich entwickelt und vorhanden ist, eine völlig in sich geschlossene, einheitliche, organische, kräftige Größe ist, die nicht immer erst besondrer einzelner Gedanken, Antriebe, Reizungen und Umstände bedarf. Um dies Pflichtgefühl, das keineswegs allen Menschen ohne weiteres innewohnt, zu entwickeln und zu der ihm gebührenden selbständigen und entscheidenden Kraft zu bringen, dient im allgemeinen die Erziehung in Familie und Schule, Beruf und staatlicher Ordnung, für den Soldatenstand besonders die Disziplin von Seiten der Vorgesetzten, das Ehrgefühl gegenüber den Kameraden, die Königstreue. Und die höchste und kräftigste Quelle steten Pflichtgefühls für Leben und Sterben ist dem religiösen Menschen das Gottvertrauen. Für eine wirklich christliche Anschauung steht das Pflichtgefühl nicht neben jenen andern Kräften oder gar ihnen gegenüber, sondern es ist organisch mit ihnen verbunden. Auch der Verfasser des Artikels in der Kreuzzeitung hat schwerlich das Pflichtgefühl übersehen oder geringschätzen oder eliminiren, sondern er hat es begründen, beleben, erklären wollen durch den Hinweis auf die andern Faktoren. In Krieg und Frieden ist die einheitliche Norm unsrer Sittlichkeit die Pflicht, und die beste sittliche Kraft entsteht durch die stete Erfüllung der Pflicht und ist unser Besitz in dem unbedingten Pflichtgefühl. Aber man kann eben fragen: Was ist unsre Pflicht? wie üben wir uns am besten in der Pflichterfüllung? wie kommen wir zum sichern Pflichtgefühl? — Und hier ist die Antwort nach dem sittlichen, religiösen, philosophischen, praktischen Standpunkt unter den Menschen sehr verschieden. Ein religiöser Mensch hat hier andre Gedanken und andre Erfahrungen als nicht religiöse Menschen; ein wirklicher Christ hat ein andres Bewußtsein als ein Nichtchrist oder ein Namenchrist.

Trotz seines ethischen Idealismus hat Gordon für die Religiosität, insonderheit für die christliche Religiosität kein rechtes Verständnis. Das christliche Gottvertrauen geht nicht, wie er meint, aus der Furcht hervor; der „nationale, treue Soldatengott,“ von dem man allerdings zuweilen in der Armee singt und sagt, ist nicht der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden, der Vater unsers Herrn Jesu Christi. Christliches Gottvertrauen, ja jedes wirkliche Gottvertrauen ist das Gegenteil von Aberglauben, bloßem religiösen Formelwesen und Fatalismus. Gern erkennen wir an, daß Tausende Pflichtgefühl haben ohne Gottvertrauen und Religiosität. Aber deshalb ist doch wirkliches Gottvertrauen und lebendige Religiosität die beste und zuverlässigste Grundlage für rechtes Pflichtgefühl und rechte Pflichterfüllung. Solches Gottvertrauen besteht in einer dauernden Gesinnung; es braucht auch nicht viele Worte zu machen. Kurz, aber deutlich schließt Rindfleisch seinen herrlichen, auch bei Gordon zitirten Brief vom 26. November 1870:

So laß uns denn in Gottes Namen und in treuer Liebe zu einander der Zukunft entgegensehen!

Und wenn es auch wahr ist, daß solches Gottvertrauen in Schwierigkeit und Gefahr zuweilen plötzlich geweckt oder wiedergeweckt werden kann, so hat Gordon selbst doch ganz recht gesagt:

Gottvertrauen verleiht eine dauernde Kraft nur dem Kreise derjenigen, deren tägliches Leben auch sonst von der Religion durchdrungen ist. (S. 16.)

Nun, das ist es eben, was wir im Unterschiede von der Gesellschaft für ethische Kultur unserm Volke, soweit es irgend geht, erhalten oder wiedergeben möchten: eine Erziehung zu gesundem, geduldigem, pflichttreuem Gottvertrauen durch den Geist des echten christlichen Evangeliums. Was Gordon von der Pflicht und von der Vaterlandsliebe aussagt, das dürfte entsprechend auch vom Gottvertrauen gelten:

Wie die Pflicht in den meisten Fällen gethan wird nicht auf Grund langer Erwägung dessen, was dem Ganzen frommt, sondern kraft eines durch lange Erfahrung gewonnenen Taktgefühls, so ist auch die Liebe zum eignen Volk längst eine unwillkürlich wirkende Macht geworden, die als etwas Reales sich am Ende doch nicht wegdisputiren läßt.

Oder steht es mit dem echten Gottvertrauen etwa anders?

Wenn aber Gordon auf Grund einer Kriegerfeier auf dem Tempelhofer Felde den Eindruck erhalten hat, als betone die römisch-katholische Kirche das einfache Pflichtgefühl mehr als die Protestanten, so mag das dem zufälligen Wortlaut der damals von den beiden Militärgeistlichen gehaltnen Reden entsprechen, in Wirklichkeit und grundsätzlich ist es gerade umgekehrt. Auf katholischem Boden wäre jedenfalls eine These nicht möglich wie die oben mitgeteilte: Das Wesen des Christentums ist die Identität von Religion und Moral. Wilhelm Bornemann

---

Hüter, ist die Nacht schier hin?

Bilder aus dem religiösen Leben des heidnischen Japan

1. Vom Shintoismus. Zweite Hälfte

Einen noch stärkern Halt im Volksgemüt giebt dem Shintoismus seine Verknüpfung mit dem Patriotismus. Seine beiden Hauptgebote werden gewöhnlich so zusammengefaßt: „Folge deinen natürlichen Antrieben und gehorche den Befehlen des Kaisers!“ Beim ersten ist vorausgesetzt, daß die wahre Natur des Menschen gut, und beim zweiten, daß der Kaiser göttlichen Ursprungs, ein Abkömmling der Sonnengöttin sei. Es kann einem selbst bei Christen passiren, daß sie, natürlich mehr aus politisch-chauvinistischer Vergötterung des Staates, denn aus klarer Ueberzeugung, an der göttlichen Abkunft ihres Herrscherhauses festhalten wollen. Namentlich in Predigten am Kaisersgeburtstage kann man aus dem Munde christlicher Prediger in dieser Beziehung höchst bedenkliche Wendungen hören. Und doch ist dieser Glaube wenigstens bei der Mehrzahl der Gebildeten gar nicht mehr theoretisch vorhanden, wie er denn auch in ein modernes Staatswesen mit einer Konstitution, nach der Kaiser und Reichstag sich in die Regierung teilen, gar nicht mehr paßt. Nur scheut man sich allgemein, dies offen einzugestehn, und schleppt die altehrwürdige Praxis der Kaiservergötterung wie eine wertvolle Reliquie auch durch die moderne Zeit dahin. Ein japanischer Professor der Geschichte an der Tōkyōuniversität verlor vor mehreren Jahren seine Stellung, weil er die Ursprünge des Mikadohauses historisch-objektiv untersucht hatte; einem christlichen Gymnasiallehrer geschah das Gleiche, weil er sich weigerte, vor dem Kaiserbilde die übliche Reverenz zu machen; ein christlicher Gymnasiast wurde kürzlich aus der Schule ausgestoßen, weil seine feindseligen Mitschüler ihn durch verfängliche Fragen dahin gebracht hatten, zu erklären, daß Gott höher sei als der Kaiser; aus demselben Grunde dulden die Lehrerseminare, die heutzutage die Zentren des Chauvinismus und der Unduldsamkeit sind, keinen Christen als Schüler. Aber auch in einer christlichen theologischen Schule wollten die Schüler bei der Erklärung von Matth. 20, 26—27: „So Jemand unter euch will gewaltig sein, der sei euer Diener. Und wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht!“ allen Ernstes den Kaiser von dieser Regel ausgeschlossen haben; keine Spur von Verständnis für das edle Wort eines preußischen Fürsten: Der König ist der erste Diener des Staates.

Und dennoch, es geht nicht recht, das übliche Verbeugen der Japaner vor dem Kaiserbilde, wie es in diesem Lande eines ausgearteten Zeremoniells geschieht, mit dem Weihrauchstreuen der alten Römer vor den Kaiserbüsten auf eine Stufe zu stellen. Es ist eine Handlung, die sowohl eine religiöse als eine patriotische Bedeutung haben kann, die aber von alters her religiös aufgefaßt worden ist. Jedenfalls würde es eine Erleichterung

für zahlreiche Gewissen, und zwar nicht bloß christliche, sein, wenn die japanische Regierung sich entschließen könnte, offen zu erklären, daß die Verbeugung lediglich einen patriotischen Sinn haben soll. Viele beruhigen schon jetzt mit dieser stillschweigenden Voraussetzung ihr Gewissen. Als einmal ein bejahrter Japaner mich besuchte und von mir die Bedeutung der beiden großen an der Wand hängenden Bilder der beiden ersten deutschen Kaiser erfuhr, stand er auf, und machte jedem Bilde seine Reverenz; er hat schwerlich damit eine religiöse Handlung auszuüben gemeint. Das tiefe Verbeugen bei allen und jeden Anlässen ist den Japanern eine so natürliche Lebensgewohnheit, daß darin nicht notwendigerweise ein religiöser Sinn zu liegen braucht.

Das stärkste Bollwerk des Shintoismus liegt aber in der Ahnenverehrung, die zwar der Buddhist mitmacht — denn bei der lustigen Religionsmengerei in Japan wie in China kann derselbe Japaner zu gleicher Zeit Shintoist, Buddhist und Konfucianist und in der neusten Zeit noch obendrein Freigeist sein —, die aber doch ein Merkmal des Shintoismus ist. Um den Ahnenschrein, der mit den innigsten Gefühlen des Japaners in Beziehung steht, wird schließlich der Entscheidungskampf zwischen Christentum und Heidentum in diesem Lande ausgefochten werden. Es ist ja bekannt, daß der Japaner, wie überhaupt der Ostasiate, einen starken Familiensinn hat. Geht er auch darin nicht so weit, wie man es von dem Chinesen rühmt, daß z. B. ein chinesischer Kaufmann meist erst dann fallirt, wenn die ganze Verwandtschaft ihre letzten Hilfsmittel verbraucht hat, so ist doch auch in Japan der Familienzusammenhang eine starke Macht. Leicht mißzuverstehende Worte der Bibel, wie Matth. 8, 22, Matth. 10, 34—37, Luc. 14, 26 und Joh. 2, 4 bilden ein großes Hindernis für die Ausbreitung des Christentums und müssen von den Missionaren unermüdlich immer wieder behandelt werden, um die Anstöße fürs japanische Gemüt aus dem Wege zu räumen.

Mancher junge Mann würde bereit sein, zum Christentum überzutreten, wenn der Familienrat nicht sein Veto einlegte, und mancher Student der Theologie muß das angefangne Studium aus demselben Grunde wieder aufgeben. Binnen dreier Jahre habe ich vier Fälle erlebt, daß Jemand seine Meldung zu unsrer theologischen Schule deshalb wieder zurückzog oder auch seinen Eintritt wieder rückgängig machte. Der Ausschluß aus dem Familienverbande würde finanziell, sozial und moralisch ein so harter Schlag sein, daß Wenige die innere Kraft haben, ihn auf sich zu nehmen oder ihn zu ertragen, ohne moralischen Schaden zu erleiden. Erst neulich erlebten wir wieder ein solches Beispiel von der tyrannischen Macht der japanischen Familienverbände. Ein junger Mann wurde Christ und hatte angefangen, Theologie zu studiren. Der Familienrat untersagte es ihm, der Jüngling fügte sich und wurde Postbeamter. Doch die Sehnsucht zum Predigerberufe blieb, und im Alter von achtundzwanzig Jahren nahm er einen neuen Anlauf und meldete sich für unsre Schule. Da wurde er krank, und während seiner Krankheit besuchte ihn ein entfernter Verwandter aus der Heimat, fand eine Bibel an seinem Lager, forschte nach und erfuhr von den erneuten Plänen. Der Familienrat trat zusammen, wieder mit dem alten Erfolg, und der junge Mann verschwand von dem gefährlichen Boden Tokyos. Unsre Denkweise in dieser Beziehung, unser auch der Familie gegenüber selbständiger Sinn bleibt dem Japaner völlig unverständlich. Es war mir nicht möglich, meinem Wirte in Bessho klar zu machen, daß es nicht notwendigerweise pietätlos sei, wenn ich als der älteste Sohn mein Leben im Dienste der Mission in einem fremden Lande verbrächte. Hier ist ein Punkt, in dem noch für längere Jahrzehnte europäisch-christliche Denkweise dem Japaner als der natürlichen Moral zuwiderlaufend erscheinen wird.

Zu diesem starken Familiensinn kommt nun noch die ganze Poesie der Ahnenverehrung, der Ahnenschrein im Hause mit seinen Lämpchen, Blumen, Gohei und sonstigen Zieraten, die tägliche Andacht morgens und abends vor ihm, die sinnigen Feste zur Erinnerung an die Verstorbnen, besonders das gemeinsame Totenfest einmal im Jahre, an dem nach dem Volksglauben abends die Geister der Verstorbnen zum Hause kommen, um dort nach dem Rechten zu sehen, weshalb denn vorher großer Hausputz gehalten wird und Opfergaben zur Stärkung an die Wege und ans Grab gesetzt, abends auch Feuer an den Wegen und Lichter an den Grabstätten angezündet werden; wenn man abends durch ein Dorf geht, so sitzen die Familien festlich geschmückt in feierlicher Erwartung in den weit geöffneten Häusern — kein Wunder, daß es auch im japanischen Christentum eine Bewegung giebt, die den Ahnenschrein nicht aufgeben, sondern reformiren, christlich umgestalten und ausschmücken will. Es ist gut, daß der Kampf des Christentums gegen die Ahnenverehrung durch den Geist der Neuzeit unterstützt wird. Kommt erst durch die industrielle Entwicklung Japans leicht bewegliche Bevölkerung in dauernde Fluktuation, lösen sich erst die uralten innungsartigen sozialen Verbände, so kommt auch die Ahnenvergötterung ins Wanken. Ist erst das Stammhaus der Familie oder wenigstens der Platz, wo es seit alten Zeiten stand, in fremde Hände übergegangen, so finden die Geister der Ahnen den Weg nicht mehr, und es ist Bresche gelegt in eine schier unüberwindlich erscheinende Gewohnheit. So wie bei den alten Deutschen diejenigen Stämme, die am meisten ihre Wohnsitze gewechselt hatten, am wenigsten dem Christentume Widerstand zu leisten vermochten, weil ihre Götter am alten Stammesboden hafteten, so wird auch in Japan die Fluktuation der Bevölkerung den Shintoismus in seinem wichtigsten Bestandteile schädigen und sein Verdorren beschleunigen helfen. Schiller

Ueber tendenziöse und tendenzlose Dichtung

Eine Auseinandersetzung mit einem Kritiker der Christlichen Welt

Unter dem Titel „Der Schönheitswanderer“ hat der Verfasser der folgenden Zeilen bei Eugen Kundt in Berlin eine kleine Sammlung von Novellen und Skizzen erscheinen lassen, die in Nr. 47 der Christlichen Welt 1897 von Herrn Danneil einer in gewissem Sinne abfälligen Besprechung unterzogen wurde. Es liegt mir vollständig fern, mit einem Kritiker öffentlich über den Wert oder Unwert meines Buches rechten zu wollen, und es wäre in diesem besondern Fall um so überflüssiger, als Herr Danneil mir bei alledem nachrühmt, „wirklich Schönes, zumal in der Zeichnung düsterer Stimmungsbilder“ geboten zu haben und von meinen Arbeiten als von „feinen Seelengemälden“ spricht. Was eine Entgegnung indessen notwendig macht, ist der Umstand, daß Herr Danneil aus meinem Buch Tendenzen herausgelesen hat, die es nach meiner Ueberzeugung nicht enthält und auch gar nicht enthalten soll. Trotzdem würde diese persönliche Seite der Sache, gegen die ich mich ja in zehn Zeilen hätte verwahren können, mich nicht veranlaßt haben, die Leser der Christlichen Welt mit längern Ausführungen zu behelligen. Die Irrtümer indessen, aus denen die Mißverständnisse zwischen meinem Rezensenten und mir resultiren, sind so allgemein verbreitet und so geeignet, das gute Einvernehmen zwischen Kunst und Religion zu vergiften, daß ihre Bekämpfung in der That ein recht wesentliches allgemeines Interesse besitzt.*)

Herr Danneil hat ein merkwürdig einfaches Verfahren, um die Tendenz meiner Arbeiten festzustellen. Er identifizirt mich einfach mit dem jeweiligen Helden meiner Novellen und Skizzen und nimmt dessen Aussprüche dann für nüchterne Dokumente meiner persönlichen Weltanschauung. Weil in den „Schatten des Todes“ ein Künstler, der an dem offnen Grabe eines teuern, in herber Tragik verschiednen Wesens steht, über die ewige Seligkeit und den Lohn im Jenseits gellend lachen möchte, darum muß ich, meint Herr Danneil, über dieselben Dinge in ähnlicher bitterer Weise lachen, und weil derselbe Künstler unter der Last einer furchtbaren Schuld nach dem Katholizismus seufzt, von dem er am ehesten Ruhe für sein Gewissen hofft,

*) Obiger Aufsatz ist lange vor seinem nunmehrigen Eintreffen angekündigt und angenommen worden. Ich würde sonst noch andre Stimmen als die in Nr. 47 v. J. über Schlaikjers Buch haben zu Worte kommen lassen. Die Meinungen über den Schönheitswandrer sind ja in unserm Leserkreise sehr geteilt gewesen, das ersah ich aus verschiednen Zuschriften. Eine Entgegnung auf die Anzeige des Herrn Danneil wies ich zurück, weil der Dichter selbst obigen Artikel in Aussicht gestellt hatte. D H

darum muß ich mich, immer nach der Ansicht meines Kritikers, nach dem „heitern Katholizismus hinübersehnen.“ Nein, allen Göttern seis gedankt, ich bin nicht mit dem Helden dieser Stimmungsskizze identisch. Ich war nie, wie er, in Paris, habe nie das bunte Volksleben des Südens kennen gelernt und habe auch nicht durch treulosen Verrat meinen Vater unter die Erde gebracht. Alles, was er sagt, sagt er aus seinem Schicksal heraus, und so willig ich für jedes Wort die ästhetische Verantwortung übernehme, so entschieden lehne ich die mir zugeschobne philosophische ab. Herr Danneil hat sich vielleicht durch den Umstand täuschen lassen, daß die Skizze in der Ichform geschrieben ist; aber es ist eben ein altes Dichterrecht, jeden beliebigen Charakter, ohne Rücksicht auf seine sittlichen und sonstigen Eigenschaften, redend einzuführen. In einer andern Dichtung führe ich einen Schloßherrn ein, und ob ich gleich von „meinem“ Schloß und „meinem“ Park rede, kann ich mit redlicher Ueberzeugung und einem verzeihlichen Anflug von Melancholie die feierliche Erklärung abgeben, daß ich nie durch derartige Dinge zur Verschärfung der sozialen Gegensätze beigetragen habe. Ach, es war ein regnerischer Herbsttag, an dem jenes Gedicht geschrieben wurde, und ich selbst war ein weit verschlagner Zigeuner, der eben aus dem Auslande heimkehrte und sich mit seiner Phantasie über den leidigen Umstand zu trösten suchte, daß er in der ersten Nacht auf deutscher Erde kein Unterkommen zu finden wußte. Man braucht nicht alles erlebt zu haben, was man in seinen Tiefen kennt. Man braucht nicht an der Börse gespielt zu haben, um einen Gauner auf die Beine zu stellen, der mit Gut und Blut von Hunderten von bethörten Leuten spielt, und man kann ein stiller, arbeitsamer Mensch, aber dabei in allen Wonnen und allem Grauen des Lasters bewandert sein. Das innere Ahnungsvermögen, das allen Menschen gemein ist, ist beim Dichter zu einer geheimnisvollen, berauschenden Macht gesteigert, die ihn so tief in ein fremdes, furchtbares Schicksal hineinreißen kann, daß alle Gedanken sich sturmdrohend verdunkeln und er „ich“ sagen darf, ohne die Wahrheit zu verletzen. In diesem Sinne ist er allerdings mit den Wesen seiner Werke identisch; aber auch nur in diesem. Ihn in nüchterner, kalter Wirklichkeit ihnen gleich zu setzen, ist eine Absurdität. Gerade indem er sich durch die Phantasie seiner persönlichen Anschauungen und Empfindungen entäußert, wird er ja erst von den ihrigen wie von einem Sturm ergriffen.

Die Methode also, durch die Herr Danneil gewisse Tendenzen aus meinem Buch herausgelesen hat, ist haltlos und führt zu schiefen, im letzten Grunde ewig wechselnden Resultaten, da der Dichter es beispielsweise hier mit keuschen und dort mit unkeuschen Menschennaturen zu thun haben kann. Wie aber erkennt man denn die Tendenz einer Dichtung? Diese Frage hat, ehe sie überhaupt gestellt werden kann, eine andre zur Voraussetzung, ob nämlich überhaupt eine Tendenz vorhanden sei, und bei der Beantwortung dieser überaus folgenschweren und recht tiefliegenden Frage passiren die traurigen Irrtümer, die im deutschen Lande die geistige Luft mit den Bazillen der Gehässigkeit erfüllen.

Das Publikum macht im allgemeinen ja allerdings die Sache kurz und bündig ab. Wenn ein konservativer Christ geschildert wird, der nach oben servil und nach unten brutal ist, dann wimmert aus den Spalten aller konservativen Blätter in beweglichen Worten die Klage von „tendenziöser Entstellung,“ während doch eine solche Dichtung zunächst nur behauptet, daß ein konservativer Schuft kein Widerspruch in sich ist. Und gegen diese bescheidne Erfahrungsthatsache wird auch der Leiter der Kreuzzeitung gewiß nichts einzuwenden haben. Um übrigens Mißverständnissen vorzubeugen, stelle ich gern die traurige Thatsache fest, daß in allen Parteien dieselbe ästhetische Beschränktheit herrscht. Es ist das so ziemlich das Einzige, in dem sie restlos einig sind. Man hat vergessen oder man hat es nie gewußt, daß eine Dichtung zunächst immer nur einen Einzelfall behandelt. Ein Menschenschicksal, dessen soziale und psychische Wurzeln in der Kunst bloßgelegt werden, beansprucht nicht im mindesten, irgend etwas gegen irgend eine moralische oder religiöse Anschauung zu beweisen, mag es an sich so unmoralisch oder irreligiös sein, wie es nur immer will. Es verlangt im Gegenteil, und das mit tiefem Recht, von der Kritik für sich genommen und auf seine besondern Lebensbedingungen untersucht zu werden. Seit wann aber käme einem einzelnen Fall Beweiskraft zu? Was kümmert es die Religion, daß unter bestimmten Umständen ein tiefer Geist zum Leugner wird? Und was kümmert es die Ehe, daß eine Ehebrecherin geistreich, graziös, elegant, blendend und glücklich sein kann? Man sagt am Ende, es sei nicht gut, den Ehebruch in hellen Farben zu malen, und ich antworte und unterstreiche, daß es sich immer nur um einen Ehebruch handelt, der gegen die Ehe ebensoviel und ebensowenig beweist, wie eine geglückte Gaunerei gegen die Moral der ehrlichen Leute. Und nun behaupte ich, auf die Gefahr hin, den praktischen Beweis ablehnen zu müssen, daß die weitaus meisten Schriftsteller es mit Einzelfällen zu thun haben und sich schaudernd abwenden, wenn man ihnen zumutet, diesen oder jenen allgemeinen Satz zu beweisen oder zu bestreiten. Um es kurz und bündig zu sagen: Die meisten Dichtungen sind — intim betrachtet und tief erfaßt — ohne jede Tendenz. Wer allerdings das bloße Vorhandensein eines anständigen, bewunderungswürdigen religiösen oder politischen Gegners als einen Angriff auf seine eigne gute Sache empfindet, mit dem kann man nicht diskutiren. Aber man braucht es glücklicherweise auch nicht.

Bei alledem giebt es aber selbstverständlich Tendenzdichtungen. Sie sind zwar in der Minderheit, aber sie sind vorhanden, und es fragt sich nur, woran man sie erkennen kann. Im Grunde ist der Unterschied, der sie von den übrigen Dichtungen trennt, in den voraufgegangnen Ausführungen bereits enthalten. Wenn die Tendenz schwindet, wo es sich um einen Einzelfall handelt, so hißt sie offenbar dort ihre Parteistandarte, wo eine Dichtung sich bewußt des Rechts begiebt, einen einzelnen Fall zu bedeuten. Was allgemeine Giltigkeit beansprucht, was sich als sittliche, politische, soziale oder religiöse Wahrheit im Bewußtsein des Menschen mit aller Energie durchsetzen will, das gerät mit den vorhandnen allgemeinen Anschauungen in Konflikt, und bald befinden wir uns mitten im Pulverdampf und Gewehrgeknatter des Tendenzkrieges, der so verhüllt ist von Grimm und Haß und heiliger Ueberzeugung wie nur je ein Krieg der Nationen. Einige Dichtungen geben sich ja bereits auf dem Titelblatt als Tendenzwerke und können somit verderbliche Mißverständnisse nicht heraufbeschwören. Ich denke hier an die sozusagen philosophischen Dichtungen, von welcher Gattung wir Deutsche im „Faust“ ein unsterbliches Beispiel besitzen. Bei andern Büchern aber bedarf es immerhin einer sorgsamen ästhetisch-wissenschaftlichen Prüfung, um Tendenz oder Tendenzlosigkeit festzustellen. Die Methode Danneils, den Dichter schlankweg mit seinem Helden gleichzusetzen, ist zwar bequem, aber auch nichts weiter. Das ist in einer Beziehung innig zu bedauern. Es wäre ein befreiendes Gefühl, dem Publikum eine so handfeste und in geistiger Beziehung so anspruchslose Formel überreichen zu können. Leider geht es nicht. Die Tendenz kann bald in diesem bald in jenem stecken, und so wird auch der Beweis für ihr Vorhandensein in den einzelnen Fällen verschieden geführt werden müssen. Ich kann also kein allgemeines Schema bieten, immerhin aber will ich versuchen, durch ein Beispiel einiges Licht über die Art solcher Untersuchungen zu werfen.

Wenn der Dichter einen Menschen darstellt, dem die Worte Gottes reichlich von den Lippen fließen, und der doch ein Erbschleicher, Ehebrecher und Kammermädchenjäger ist, so hat er mit dieser Vereinigung von frommem Gethue und lumpenhafter Gesinnung noch nichts, aber auch rein gar nichts gegen Frömmigkeit und Religion gesagt, obgleich es dem Unkundigen erscheinen könnte, als ob die eben genannten Güter der Seele durch die Thatsachen des Stücks in eine gefährliche satirische Beleuchtung gerückt seien. Molières „Tartüffe“ (an den ich eben dachte) ist aber so wenig ein pfeifender Hieb gegen die Religion, daß vielmehr in seinem Hintergrunde eine Anerkennung ihrer veredelnden Kraft schlummert. Denn warum sollte ein Schurke sein Gesicht in religiöse Falten legen, wenn er nicht wüßte, daß man im allgemeinen hinter dem religiösen Ernst keine niedern Absichten zu vermuten pflegt? Daß es scheinheilige Gauner

giebt, spricht für Religion, wenn auch eine gewisse Tagespresse in erbarmungswürdiger Unkenntnis jedes solche Individuum gegen sie auszuspielen beliebt. In derselben Weise spricht es für die Macht der Vaterlandsliebe, daß gerade die blutigsten Interessenpolitiker sie gern im Munde führen. Man brauchte aber nur im Organismus des „Tartüffe“ eine kleine, ganz kleine, geräuschlose Veränderung vorzunehmen, eine Veränderung so dezent, daß nur feine Augen sie sehen würden — und sofort wäre der pfeifende Hieb gegen die Religion da. Man brauchte die Religion, die jetzt Faltenwurf und Toga ist, nur zum bewegenden Motiv der heuchlerischen Handlungen zu machen, und das Stück würde sofort eine Tendenzschrift sein, gegen die sich zu wehren die Freunde der Religion allerdings triftige Ursache hätten. Wer aus einem allgemeinen Motiv (d. h. einem Motiv, das bei Hunderten und aber Hunderten wirksam ist) einen einzelnen Fall ableitet, schreibt genau so tendenziös, als wenn er aus einem einzelnen Fall Konsequenzen für die Gesamtheit zöge — nur daß im erstern Fall die Tendenz tiefer, verborgner liegt, dafür aber auch schneidender und schroffer ist.

Ich kann die Beispiele nicht mehren, ich kann nicht darüber reden, wie man sich zu Kunstwerken mit feindlicher Tendenz zu stellen hat, muß auch über die Grenze zwischen ästhetisch erlaubter und unerlaubter Tendenzpoesie schweigen, aber ich habe am Ende doch genug gesagt, um zu zeigen, daß die Methode, nach der Herr Danneil gewisse Tendenzen aus meinem Buch herausgelesen hat, sehr zweifelhafter Natur ist, und daß mithin auch seine Resultate null und nichtig sind. Unter den Dichtungen, die ich in meinem litterarischen Erstling vereinigt habe, sind fünf ohne jede Tendenz, und da sich darunter gerade die befinden, aus denen mein Kritiker seine ungünstigen Schlüsse gezogen hat, könnte ich, soweit meine eigne Person in Frage kommt, hier füglich abbrechen.

Da meine eigne Person und mein eignes Buch indes das unbedeutendste an der Sache sind, will ich noch einige Worte über die sogenannten „unmoralischen“ Bücher hinzufügen. Unmoralisch nennt man im heutigen Deutschland nicht etwa ein Buch, das von Hartherzigkeit, Geiz, verstockter Heuchelei, niederm Strebertum oder gesetzlich zulässiger Ausbeutung handelt, o nein! Unmoralische Bücher sind beispielsweise die schnöden Schriften, in denen eine ergrimmte Männerfaust von gewissen Zufluchtsstätten des geschlechtlichen Lasters den gefällig verbergenden Schleier reißt. Das Sexuelle, das ist heute das eigentlich Unmoralische! Unsre Zeit muß tief unsittlich sein, da sie an den Verkehr der Geschlechter nicht erinnert werden kann, ohne daß die Scham sie befällt. Eine Feigheit der Sinne, die im letzten Grunde eine Feigheit des Herzens ist, hat unser Volk wie eine schlimme Seuche heimgesucht. Alle Welt weiß, wie Offiziere, Korpsstudenten und viele andre unverheiratete Männer leben; alle Welt weiß, daß in Berlin Tausende und aber Tausende von staatlich beaufsichtigten Dirnen vornehmlich durch die „bessern“ Kreise existiren; alle Welt kennt die Geschichtchen, die nächtlicherweile an durchaus loyalen Stammtischen zusammengeschmunzelt werden, und doch findet fast alle Welt es anständig, den Dichter zu verdammen, der das Laster und sein Milieu ohne Furcht und Bangen in seinen Büchern malt. Daraus müssen wir heraus, soweit es möglich ist, und möglich ist es, soweit es sich um Mißverständnisse handelt. Wo das verdammende Urteil nur den eignen nächtlichen Lebenswandel verbergen soll, da würden auch Götter vergeblich reden, selbst wenn sie sich herbeilassen wollten, mit schäbigen Seelen zu verhandeln. Man muß endlich aufhören, den Dichter für das soziale Gebilde verantwortlich zu machen, in dem er lebt. Wer dem Poeten verwehren wollte, das herbstliche Grauen und den heulenden Sturm der Schöpfung zu schildern, würde mit Recht für verrückt gehalten werden; wer ihm aber verwehrt, das Grauen in den Tiefen der Gesellschaft zum Vorwurf der Kunst zu machen, gilt leider noch vielfach für vernünftig. Auf mich hat in jungen Jahren kaum ein Buch einen so furchtbar ernsten Eindruck gemacht wie Daudets „Sappho,“ und doch handelt es bekanntlich von Anfang bis Ende vom Leben einer Gefallenen.

Die Lady Milfort verbreitet ja auch nicht eben das Parfüm der Tugend um sich, und die Goneril und Regan sind lasterhafte Megären, mit denen verglichen eine Halbweltdame ein armseliges, bedauernswertes Wesen ist. Auf den Geist kommt es an, in dem das sittlich Verworfne dargestellt wird, und der Geist wiederum ergiebt sich aus dem Zusammenhang der ganzen Dichtung. Erst wo Dirnen mit der Geistlosigkeit von Dirnen, Laster mit der Verruchtheit des Lasters dargestellt sind: erst da darf man das Buch ins Feuer werfen. An diesem Punkt aber braucht auch der Moralist nicht zu fürchten, daß der Aesthetiker Einspruch erheben wird.

Erich Schlaikjer

Der Held

Ein zeitgemäßes Märchen besonders für Studenten

Es war einmal ein Student, der gern etwas Rechtes geworden wäre; er wußte aber nicht was und nicht wie. Da wies man ihn in die Stadt, wo die Weisheit gelehrt wurde. Dort fanden ihn viele fröhliche Gesellen, und er fragte sie: Kann ich bei euch etwas Rechtes und Würdiges werden? Ja wohl, sagten sie, komm nur zu uns. Da setzte er sich zu ihnen. Aber er fand nicht, was er suchte; die Gesellen lachten über sein Suchen; keiner konnte das heilige Feuer in seinem Herzen entzünden; ihre Augen leuchteten nur, wenn der Wein sie glänzend gemacht hatte.

Da ging er hinaus in den Wald zu den stämmigen Riesen, zu den starrenden Felsen, zu den strömenden Bergbächen und zu der sterngekrönten Nacht. Er warf sich in die Blumen und rief in den Wald hinein und übertönte die Stimme der Bäche und schrie zu den Sternen empor. Aber er hörte ihre Antwort nicht, ihre Stimme vermochte nicht den Donner in seiner Brust zu wecken, und er fand nicht, was er suchte.

Da kam er zu der Stätte, wo die Weisheit gelehrt wurde. Komm und höre! wurde ihm gesagt. Er kam und hörte seltsame Worte und Dinge: er lauschte und schrieb, aber sein Herz war kalt und hungernd, und er fand nicht, was er suchte, denn das heilige Feuer war noch nicht in seinem Herzen entzündet. Da fluchte er der Stätte und zog in die wilde Einsamkeit.

Dort kam eine Fee zu ihm, deren Augen leuchteten; auf dem Haupte trug sie einen Strahlenkranz, und ihr Gewand flog im Winde.

Sie fragte ihn: Warum bist du traurig? was fehlt dir? — Alles und Nichts! antwortete er, und sein Auge war matt, und seine Stimme heiser.

Was ist dir denn die große, schöne Welt, das reiche Leben?

Eine Höllenmaschine!

Aber Gott?

O fände ich ihn! Aber ich kann ihn nicht sehen, nicht hören, nicht fühlen!

Und was lehrten dich deine Lehrer?

Totengräber! entgegnete er unwillig.

Und was weißt du von den großen Männern?

Sie wurden geboren, lebten und starben.

Da legte sie ihre leuchtende Hand auf seinen Scheitel und sagte:

O du armer Student, hast du denn keinen Helden? Hat dir Niemand das Herz jauchzend in den Dienst seines Geistes gezwungen? Hat dir Niemand das heilige Feuer in deiner Brust entzündet? Armer Student, hast du keinen Helden? Weder unter Lebenden noch unter Toten?

Nein! sagte er leise.

Dieses Feuer, das der Jugend von selbst im Busen glüht, hat meine Feindin, die böse Fee Blasirtheit, dir erstickt, ich will es wieder wecken.

Wer bist du? fragte er.

Da beugte sie sich zu ihm nieder, küßte ihn, sah ihn mit ihren leuchtenden Augensternen lange und tief an und sprach: Ich bin die Begeisterung.

Da loderte es in ihm auf, und seine Augen strahlten. Plötzlich sah er unter den großen Männern seinen Helden vor sich stehen. Lange und oft war er achtlos an ihm vorübergegangen und hatte auch von ihm gesagt: Er war geboren, lebte

und starb. Aber seine Gestalt erschien ihm jetzt erhaben und sieghaft. Seine Augen, die er früher nicht gesehen hatte, sahen ihn jetzt gerade und gebietend an, und seine Worte, die er früher nie gehört hatte, waren ihm donnernde Kampfesmusik, und er streckte die Hand nach ihm aus. Da brach ein Jubelruf aus der Brust des Studenten — und er liebte ihn mit der ganzen Kraft eines jungen Herzens und warf sich ihm zu Füßen: Dein Weg sei mein Weg, dein Kampf sei mein Kampf, dein Sieg sei mein Sieg. Was ich suchte, habe ich gefunden. Er litt mit seinem Führer seine Qualen, er wurde mitgerissen in seinen heiligen Streit, und seine Siege machten ihn jubeln. Sein Held gab ihm Waffen und sprach: Kämpfe! Er legte sein Schwert schwer auf seine Schulter und sprach: Dulde! Er trieb ihn hinein in den großen Strom, wo die wilden Wasser einherrauschen, und sprach: Wirf dich hinein, daß dir das Wasser an die Seele gehe; denn wem das nicht geschieht, der zeigt, daß er im seichten Sumpf stecken blieb und nichts weiß vom gewaltigen Strom des Lebens. Und als er ihn hindurchgeführt hatte, da sprach sein Held zu ihm: Hörst du nun das Rauschen vor dem Nahen des Herrn in all den großen Geistern der Erde, wie einst der König von Israel in den Kronen über ihm? Komm, ich will dich ihm entgegenführen! Adolf Keller

Verschiedenes

Bismarcks religiöse Stellung ist von kirchlichen Blättern fast durchgängig warm gewürdigt worden. Auffallend war, wie profane Stimmen sich an dieser Seite des Mannes vorbeidrückten, auch in ausführlichen Schilderungen seiner Persönlichkeit. Er war gewiß kein Kirchenchrist, Manches konnte man vom Standpunkte einer evangelischen Gemeinde aus an ihm vermissen, aber daß seine innere Stellung zu Gott ein Stück seines Wesens war, durfte Niemand übersehen, und wenn man es in öffentlichem Gedächtnisakt, auch in Schulreden, geflissentlich übersieht, so ist das eine geschichtliche Fälschung, die wir nicht ungerügt lassen können. Uebrigens ist nicht richtig, daß Bismarck seinen Leichentext 1. Kor. 15, 53. 54. 55 und 57 sich selbst gewählt habe. Vielmehr hat sein Sohn Herbert dem Pastor Westphal gegenüber den Wunsch ausgesprochen, er möge seine Rede über ein Auferstehungswort, und zwar etwa aus 1. Korinther 15 halten. R

Römisch-Katholisches. Die aus dem Leo Taxil-Handel bekannte katholische Zeitschrift Der Pelikan erzählt unter dem Titel Ein Vertrag mit dem heiligen Joseph, wie sie zu ihrer hohen Bestellerzahl gekommen sei:

„Aus den zahlreichen Danksagungen, die wir in jeder Nummer veröffentlichen, können unsre Leser ersehen, daß kein Heiliger so schnell hilft wie der heilige Joseph. Unser Blatt hat dies an sich selbst erfahren. Bei seiner Gründung hat unser Herausgeber das Gelübde gethan, 50 Bücher über den heiligen Joseph zu verteilen, wenn der Pelikan 2000 Abonnenten bekäme. Noch in demselben Jahre bekamen wir 2500. Im folgenden Jahre sagten wir: Heiliger Joseph, wenn Du machst, daß wir 8000 Abonnenten bekommen, dann verteilen wir 100 Bände, in denen Du verherrlicht wirst! Am Ende des Jahres hatten wir 12000 Abonnenten. Im dritten Jahre hofften wir auf 30000 Abonnenten, und wir bekamen sie. In diesem Jahre haben wir nicht gezögert, dem heiligen Joseph von 50000 Abonnenten zu sprechen, indem wir mehrere hundert Bücher über ihn zu verteilen versprachen. Resultat: Wir haben 90000 Abonnenten."

Auf ein ganz andres Gebiet römisch-katholischen Lebens führt uns folgende Erzählung eines mönchsfreundlichen spanischen Offiziers:

„Ich war damals jünger und befand mich mit meinem Detachement einige hundert Meilen von Manila entfernt. Wie Sie wissen, haben unsre Mönche die Philippinen vollkommen zivilisirt und den Tagalen Begriffe von Kultur und Moral beigebracht. Die verstanden es, mit den Leuten umzugehen und sie in Respekt zu halten, und nie wäre es zur Rebellion und zu diesem unglückseligen Kriege gekommen, wenn man die Mönchsorden nicht in ihrer Autorität angegriffen hätte. Gerade als ich mit meiner Truppe ankam, hatten die Mönche eine Gruppe von diesen Wilden um sich versammelt und redeten ihnen von der Gerechtigkeit und Weisheit Gottes. Die Bösen werden bestraft und die Guten belohnt, sagten sie. Ihr, José und Juan, redete der Padre aufs geradewohl zwei dieser gelben Kerle an, seht Ihr, hier sind zwei geladne Büchsen, wenn ich nun auf Euch schieße, so kann dem Guten meine Kugel nichts anhaben, denn San Francisco schützt ihn. Paß auf, José! — Ein Knall und ein Feuerstrahl, aber José blieb unversehrt, und die Menge stand zitternd und bewundernd da. Und nun zum Andern! Wieder erhob sich der Büchsenlauf, und der Kerl lag mit zerschmettertem Schädel, sich in seinem Blute wälzend, zu unsern Füßen. Das war ein Schuft, meinte der Padre ruhig, ein Wunder unsers Herrn hat ihn getötet! — Sie glaubten es und fürchteten sich vor den Mönchen. Was ging es auch die Tagalen an, daß eine Flinte blind, die andre scharf geladen war?"

So zu lesen im Augustheft der Broschürensammlung Spanien, herausgegeben von Ernst Baron Ungern-Sternberg und Ernst Bark (Madrid, Biblioteca de la Sociedad Poliglota). Das Interessanteste ist, daß der Offizier eine solche gottlose Barbarei Zivilisation und Beibringen von Kultur und Moral nennt. Was sagen unsre deutschen Katholiken zu dieser Art Christentum? R

Die Buddha-Legende und das Leben Jesu nach den Evangelien. Erneute Prüfung ihres gegenseitigen Verhältnisses. Von Rudolf Seydel †. Zweite (posthume) Auflage. Mit ergänzenden Anmerkungen von Dr. phil. Martin Seydel. Weimar, Emil Felber, 1897.

Das Problem, um das es sich bei der Arbeit Seydels handelt, ist bekannt: die auffallenden Parallelen zwischen buddhistischen Erzählungen von Siddharta, dem Sohne des Königs Schuddhodana, der zum Buddha ward, und zwischen mancherlei Zügen aus dem Leben Jesu, die uns in den Evangelien berichtet werden. Die Aehnlichkeit ist am erstaunlichsten in der Geburtsgeschichte, sie ist aber in verschiednem Grade — bisweilen gleichfalls auf geradezu seltsame Art — auch in andern Stücken vorhanden. Jesu Gespräch mit der Samariterin, die dienende Hingabe der großen Sünderin, die Versuchung durch den Bösen, die Hochzeit zu Kana, die Speisung der Tausende, das Wandeln des Petrus auf dem Meere und noch verschiednes Andre hat direkte Seitenstücke in der Buddhalegende — und wenn man bedenkt, daß Buddha etwa 500 Jahre vor Christus gelebt hat, so scheint zunächst Vermutungen beunruhigender Art Thor und Thür geöffnet zu sein.

Als die Seydelsche Schrift zuerst erschien (1882), erregte sie denn auch erhebliches Aufsehen und eine Fülle von voreiligen Urteilen und ungewaschnem Gerede in Laienkreisen, von frommer Entrüstung und Zorn bei der biblischen Orthodoxie — aber nur ganz wenige Persönlichkeiten waren imstande, ein auf Sachkenntnis und wirkliche Gründe gestütztes Urteil in der Frage abzugeben. Solch berufner Kritiker sind es bis heute kaum mehr geworden, und Referent kann sich gleichfalls leider nicht zu ihnen rechnen. Wer hier ein eignes Wort mitsprechen will, muß in beiden Sätteln reiten können: der Indologie und der Wissenschaft von den Evangelien. Die nachfolgende Anzeige muß sich daher ganz im allgemeinen halten.

Der Punkt, auf den es ankommt, ist in der Frage enthalten: Sind diejenigen Erzählungen des buddhistischen Kanons, in denen sich die fraglichen Parallelen zum Neuen Testamente finden, sicher vorchristlichen Alters, oder ist es den chronologischen Verhältnissen nach anzunehmen, daß eine Wanderung der einzelnen Motive nicht vom Buddhismus zum Christentum stattgefunden hat, sondern umgekehrt? Es ist allerdings mehrfach versucht worden, diese Fragestellung überhaupt durch die Behauptung abzuschneiden, die betreffenden „Koinzidenzen" (wie Max Müller sagt) brauchten nicht durch Entlehnung erklärt zu werden, sondern könnten ebensogut Produkte analoger Entwicklung von analogen Voraussetzungen aus sein.

Leider hat Seydel zu diesem Einwurf des öftern eine methodisch falsche Stellung eingenommen. Er argumentirt fast durchweg in seiner Schrift mit den allermerkwürdigsten Parallelen einerseits und mit den allernatürlichsten und selbstverständlichsten Zusammenklängen zwischen den Evangelien und den Buddhageschichten andrerseits fast auf derselben Linie, indem er Alles so ziemlich auf gleiche Weise zu Gunsten seiner These verwertet, die Evangelien seien in vielen Dingen von der Buddhalitteratur abhängig. Unter diesem Gesichtspunkte müßte zunächst einmal allermindestens die Hälfte des Materials ausscheiden. Der Klarheit und Schärfe des Problems selber würde das aber nur zu gute kommen — ja man könnte Alles fallen lassen außer der Geburtsgeschichte, und dann bliebe in diesem Stück allein doch noch ein Stein übrig, der schlechterdings durch Nichts aus dem Wege zu räumen ist. Die vaterlose Erzeugung (ein weißer Elefant vertritt die Stelle des Engels Gabriel), die Reise der Mutter nach der Heimatstadt zur Niederkunft, die Engelschöre, die Könige (nicht Magier) mit den Geschenken, Hanna und der greise Simon mit seiner Prophezeiung — sie alle finden sich in der Geschichte der Geburt Siddharta Buddhas wieder.*)

Hier gilt in der That nur jene Alternative: entweder dieses oder jenes muß die Vorlage und mithin das Aeltere sein. Die fachkundigen Indologen antworten auf diese chronologische Doppelfrage mit einem non liquet, aber doch mit einer gewissen Neigung, das höhere Alter auf der buddhistischen Seite zu suchen. Zum mindesten wird nicht bestritten, daß es so an sich möglich, ja selbst durchaus wahrscheinlich ist — es fehlt bisher nur an einem direkten urkundlichen Zeugnis dafür. Ein solches hat auch Seydel nicht beizubringen vermocht, sondern er hat versucht, auf indirektem Wege den erforderlichen Beweis anzutreten. Von einer Autorität wie Albrecht Weber hat Seydel allerdings auf seine Frage, ob er die litterarische Fixirung der betreffenden buddhistischen Sagenstoffe vor der Entstehung der Evangelien für sicher halte, die Antwort bekommen (S. 55): „Ich kann Ihre Frage zwar meinerseits nicht unbedingt bejahen, aber ich muß zugeben, daß die größte Wahrscheinlichkeit dafür vorliegt, daß dem so sei; vergl. die Topen von Bharahut mit ihren bildlichen Darstellungen." Unter diesen buddhistischen Skulpturen, die ins zweite vorchristliche Jahrhundert gesetzt werden, findet sich nämlich bereits eine Darstellung der Herabkunft des weißen Elefanten zu Maya, der Mutter Buddhas, d. h. der jungfräulichen Empfängnis des Erlösers. Paul Rohrbach

*) Diese Geburtsgeschichte ist übersetzt in „Das Evangelium Buddhas" von Gauß-Carus, Leipzig, 1895. Es wird nicht mißverstanden werden, wenn der Referent bemerkt, daß er einen Paralleldruck mit den evangelischen Stellen in seiner Schrift „Geboren von der Jungfrau" (4. Auflage, Berlin, 1898) gegeben hat.

Kosmogonie und Religion. Antrittsvorlesung von Professor Dr. Günther Thiele. Berlin, C. Skopnik, 1898. 30 S. 50 Pfge.

Das Beste an dem Schriftchen ist der Titel. Das Weltall kann nicht aus dem Weltäther erklärt werden wegen der Vielheit der Atome; wir müssen dann auf den einen allen Aetheratomen gemeinsamen Urgrund schließen. Ebenso wenig darf man den Weltäther als eine stetige Substanz denken, aus der Alles entstanden sei. Denn was letztes Prinzip sein soll, muß dem Wesen nach unveränderlich sein. Könnte also der eine Weltäther z. B. durch eine Ebene so in zwei Teile geteilt werden, daß sich diese zwei Teile von einander entfernen ließen, so wäre das mit der Unveränderlichkeit seines Wesens nicht verträglich, da dann an die Stelle des einen Prinzips von der Masse M vielmehr zwei Prinzipien jedes von der Masse $^1/_2$ M getreten wären.

So argumentirt der Verfasser, um auf Gott den allmächtigen Schöpfer zu schließen. Er ist aber seiner Sache nicht gewachsen. Die Art, wie er dem Weltäther zumutet, letztes Prinzip zu sein, und aus einem Prinzip zwei macht, zeigt, daß er naiv denkt. Er ist sich nicht klar darüber, daß solche Worte wie „Prinzip" sehr vieldeutig sind. Der Substanzbegriff macht dem Verfasser keine Schwierigkeit; mit einem Worte: er ist Scholastiker. Damit will ich ihn nicht heruntersetzen, sondern ihn nur richtig charakterisiren. Was er über die Wirkung von zwei unabhängigen Substanzen auf einander sagt, findet sich bei Lotze (Mikrokosmos) viel besser. Natürlich wird durch sie auf kürzestem Wege Gott als die absolute Substanz erwiesen. Endlich wird dieser Beweis noch geführt mit Hilfe der Mathematik. Da die Gruppirung der Elemente anders sein könnte, als sie ist, so könnte es unendlich viele Welten gerade so gut geben, wie die Welt, die es nun wirklich giebt. Der Grund dafür, daß unter den vielen möglichen Welten die eine wirklich geworden ist, liegt natürlich in Gott.

Mich haben die Ausführungen des Verfassers an keinem Punkte gefesselt, sondern nur gelangweilt. Wer über ein so bedeutsames und interessantes Thema schreiben will, muß schärfer denken und umfassendere Gesichtspunkte zur Geltung bringen. A Eichhorn

Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Oesterreich. Achtzehnter Jahrgang. III. und IV. Heft. Wien und Leipzig, Julius Klinkhardt, 1897. Preis 4,80 Mk.

Nach dem Vorgange der französischen Glaubensgenossen, die ihre denkwürdige mit Feuer, Blut und Thränen geschriebne Kirchengeschichte gar sorgsam studiren, haben die österreichischen Protestanten seit 1880 eine historische Gesellschaft, die als Frucht ihrer Arbeit bereits achtzehn stattliche inhaltsreiche Bände ihres Jahrbuchs aufweisen kann. Dem österreichischen Beispiele ist man, soviel uns bekannt, in Sachsen, Schlesien, Württemberg, Bayern und vielleicht noch anderwärts nachgefolgt. Die Glaubensbrüder in der österreichischen Märtyrerkirche, die neben den riesengroßen Aufgaben und Sorgen, die ihre Leidensgeschichte und jahrhundertelange Verfolgung ihnen hinterlassen haben, aufopfernd ihre historische Gesellschaft und deren Jahrbuch pflegen, allen voran wackre Geistliche und Presbyterien, sind ein leuchtendes Vorbild für andre Landeskirchen, denen Gott eine gnädigere Führung vergönnt hat. Solche historische Gesellschaften möchten überall entstehen und mit gleichem Eifer geführt werden. Das Jahrbuch hat aber auch über Oesterreichs Grenzen hinaus eine große Bedeutung. Zumal für die deutschen Gustav-Adolf-Vereine hat die österreichische Kirchengeschichte große Wichtigkeit; für ihre Leiter ist deren Kenntnis unerläßlich. Durch die Not der böhmischen Gemeinde Fleißen ergriffen, rief einst der selige Großmann die Gustav-Adolf-Stiftung ins Leben; da man die deutsche Diasporanot lange nicht erkannte, unterstützte man anfangs fast ausschließlich und auch später fort und fort österreichische Gemeinden in hervorragendem Maße. Von den 30 Millionen Mark, die der Verein verteilt hat, kann man 10 Millionen Mark auf die österreichisch-ungarische Monarchie rechnen; von den mehr als 1800 unterstützten Gemeinden gehören etwa 600 ihr an. Die Pfleger des Gustav-Adolf-Vereins haben also Veranlassung genug, ein Gebiet genau kennen zu lernen, das den dritten Teil seines Arbeitsfeldes bildet. Und Diasporanot würdigt man am besten, wenn man die Geschichte befragt, durch welche Verfolgungen, Drangsale und Gewaltthaten sie entstanden ist. Dazu trägt auch das uns vorliegende zweite Doppelheft des achtzehnten Jahrgangs bei, herausgegeben von dem unermüdlichen Mathesiusforscher Professor D. Georg Lösche in Wien unter Mitwirkung von Oberkirchenrat D. Witz in Wien, Superintendent D. Haase in Teschen und Senior D. Trautenberger in Brünn. Den Anfang macht Pfarrer Dr. Schmidt-Bielitz mit einer ausführlichen Abhandlung über das Evangelium in Trautenau und Umgebung.*) Als Pfarrer zu Gablonz im nördlichen Böhmen von 1889 bis 1894 hat er der sich neubildenden Gemeinde Trautenau mit großer Hingebung gedient und sie namentlich auf den Versammlungen des Gustav-Adolf-Vereins mit treuester Fürsprache vertreten. Er schildert die Vorgeschichte der stets deutschen Stadt, die Einführung der Reformation. — Der 1. Januar 1524 angetretne erste verheiratete Pfarrer M. Wenzeslaus Büttner war natürlich nicht, wie S. 123 steht, aus „Lemberg in Böhmen," das es nicht giebt, oder aus der Hauptstadt Galiziens, sondern aus Löwenberg in Schlesien, das damals allgemein Lemberg hieß. Der seit 1563 hier wirkende Fabian Karl (S. 121) ist nach Buchwalds Wittenberger Ordinirtenbuche (II. 286. XX) 14. April 1563 zunächst für Kupferberg in Schlesien in Wittenberg ordinirt worden. Er stammte aus Kalau in der Niederlausitz. Wir hören von der im ganzen trotz einiger Stürme ungehinderten und segensvollen Einführung und Blüte der evangelischen Lehre, um die sich besonders Dechant Johannes Hintz 1563—68 und Pfarrer Johannes Thimus 1568—76 verdient machten. Ebenso blühten ringsum evangelische Gemeinden, deren Geistliche ebenfalls genannt werden: mehrere von ihnen, so einer aus Pilnikau, zwei aus Arnau, finden sich unter den in Wittenberg ordinirten Geistlichen. Ein Schlußartikel im ersten Doppelhefte dieses Jahres schildert die Greuel der Gegenreformation, die neben dem evangelischen Leben auch die geistige Blüte und den materiellen Wohlstand Trautenaus zertrümmerte, wie auch das verheißungsvolle Wiederaufleben dieser Gemeinde seit dem Jahre 1883. Professor Skalsky in Wien giebt mit Benutzung handschriftlicher Quellen Beiträge „Zur Geschichte der evangelischen Kirchenverfassung in Oesterreich" bis zum Toleranzpatent. Er führt namentlich nach Schlesien: ist doch österreichisch Schlesien das einzige Kronland, dessen evangelische Gemeinden ununterbrochen von der Reformation an bis heute bestanden und sich erhalten haben. Ist doch das Teschner Konsistorium die Wurzel, aus der die Wiener Konsistorien und der Wiener Oberkirchenrat erwachsen sind. Auch hierzu bringt das nächste Heft eine Fortsetzung, die mit dem segensreichen Eingreifen des Schwedenkönigs Karl XII. einsetzt. Professor Dr. Frank bespricht „die im Auftrage der Staatsbehörde verfaßten Religionslehrbücher der evangelischen Kirche A. B. in der Toleranzzeit." Dieselben atmen natürlich im höchsten Grade den Geist der „Aufklärung und des nüchternsten Rationalismus"; sie fanden damals großen Beifall: „was Arndt, Spener, Müller u. A. nach dem Geiste ihres Zeitalters und nach dem Maße ihrer Fähigkeiten stifteten und gründeten, das werden nun Fock und Schmidt (zwei rationalistische Wiener Geistliche jener Zeit) entwickeln und zur Reife bringen"; beide sind aber natürlich längst vergessen. Dr. Bibl in Wien bringt eine weitere Fortsetzung des handschriftlich in der Wiener Hofbibliothek befindlichen „Briefwechsels zwischen Flacius und Nidbruck" (kaiserlicher Rat Kaspar Nidbruck), der sich auf des erstern Kirchengeschichte: „Magdeburger Centurien" bezieht und mit der größten Vorsicht und im tiefsten Geheimnisse geführt wird. D. Buchwald in Leipzig giebt eine weitere Fortsetzung seiner „Beiträge zur Kenntnis der evangelischen Geistlichen und Lehrer Oesterreichs" aus den Wittenberger Ordinirtenbüchern seit dem Jahre 1573. Er führt sechzig Persönlichkeiten auf, meist Ungarn, die 1589 und 1590 in Wittenberg ordinirt worden sind. Freilich wissen wir bei Nr. 338, 347, 352, 377 wirklich nicht, warum sie in dieser Zusammenstellung sich finden, da sie weder durch Herkunft noch Anstellung dem gegenwärtigen Oesterreich angehören, Schlesier und Lausitzer hierein nicht passen. Im übrigen sind diese Notizen für die österreichischen Glaubensgenossen sehr wertvoll; sie würden es aber in noch viel höherm Maße sein, wenn — was ja mit Benutzung eines Ortslexikons in den meisten Fällen möglich gewesen wäre — die Ortsnamen nach ihrer Lage und gegenwärtigen Schreibart etwas genauer bestimmt worden wären. Bei bekanntern Personen, wie 243: Konrad Blatt, † 1609 als Hofprediger in Dresden, konnte auf den spätern Lebenslauf hingewiesen werden. Sehr erleichtert hätte es das Verständnis, wenn nicht bloß die Namen der ordinirten Personen, sondern auch der Orte, für die sie ordinirt worden sind, durch gesperrten Druck hervorgehoben worden wären. Zum Schluß bietet Professor D. Lösche eine wertvolle „Bibliographie" über die den Protestantismus in Oesterreich betreffenden Erscheinungen im Jahre 1896. Das Doppelheft und überhaupt die Hefte des „Jahrbuchs" können wir, wie unsre Besprechung zur Genüge beweist, allen Freunden der österreichischen Glaubensgenossen — und welcher treue Protestant wäre das nicht? — aufs wärmste empfehlen. Scheuffler

*) Diese Abhandlung ist auch in Sonderausgabe erschienen. Trautenau, Selbstverlag des Presbyteriums, 1898. 44 S. D H

Orientreise. Unsern Freunden diene zur Nachricht, daß sich an der großen 40tägigen Orientreise der Firmen Palmer Kappus u. Co. und Jesinghaus u. Co. auch mehrere Herren und Damen aus unserm Kreise beteiligen werden. Diese Reise geht am 6. Oktober von Genua aus und erstreckt sich u. a. auf Griechenland (Athen, Daphne und Eleusis), Konstantinopel, Beirut, Damaskus (Libanon, Hermon), Galiläa mit dem See Tiberias und Nazareth, Haifa und den Karmel, Jaffa, Jerusalem, Bethlehem und andre Orte Judäas, Port Said, Kairo, Alexandrien, Neapel. Die Kosten betragen 1000—1825 Mark, je nach Wahl erster oder zweiter Eisenbahnklasse, sowie Lage und Größe der Schiffskabinen. Aber auch die billigere Klasse ist gut, und was Mahlzeiten, Ausflüge zu Wagen und zu Pferde, Unterkunft, gesellschaftliche Stellung und Rechte anbetrifft, den teurern Klassen vollkommen gleichwertig. Das zur Fahrt bestimmte Schiff ist der größte und schönste Dampfer des Mittelmeers. Verpflegung und Führung sind vorzüglich. Außer dieser großen Orientreise übernehmen dieselben Firmen auch zwei kleinere Reisen von 23 und 33 Tagen, die man schon für 600 und 800 Mk. mitmachen kann. Wenn sich aus den Kreisen der Christlichen Welt die genügende Anzahl Teilnehmer findet, so erhalten sie eine angemessene Preisermäßigung. Zur Erreichung dieses Zweckes nimmt Pfarrer Battenberg in Frankfurt a. M. Anmeldungen entgegen, versendet auch Programme und erteilt nähere Auskunft. Auch einzelne Damen können sich sehr wohl einer solchen Gesellschaftsreise anschließen. Doch müssen sich die Teilnehmer an der großen Reise bis spätestens den 4. September melden, die für die mittlere und kleine Reise bis spätestens zum 15. September. Bg

Erklärung

An die Adresse der Kirchlichen Monatsschrift

Die Kirchliche Monatsschrift äußert sich über ein Rundschreiben an „Freunde der Christlichen Welt“ und verheißt ihren Lesern noch ausführlichere Mitteilung darüber. Ich erkläre, daß die Christliche Welt und ihr Herausgeber diesem Rundschreiben, seiner Absicht und seinem Inhalt völlig fernstehen. Wir werden uns an einer öffentlichen Erörterung des Schriftstücks, **dessen vertraulichen Charakter die Kirchliche Monatsschrift ausdrücklich feststellt**, nicht beteiligen und protestiren hiermit gegen derartigen Unfug einer sensations- und streitlüsternen Presse. Bisher galt es in kirchlichen Blättern nicht für anständig, vertrauliche Dokumente ans Licht zu zerren. Rade

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Versammlungen

Eisenach! Donnerstag den 6. Oktober abends 6 Uhr Vorversammlung: „Die Christliche Welt inmitten der heutigen kirchlichen und theologischen Lage.“ Freitag den 7. früh 9 Uhr Hauptverhandlung über „Das Evangelium der Reformation und die Gegenwart.“ Referent Professor Loofs. Beide Versammlungen im Gewerbehause, nahe dem Theater. Am Nachmittag des 6. (und 7.) Zusammentreffen auf der Wartburg.

Frankfurt a. M.: 5. September, 4 bis 6 Uhr nachmittags, Rosenau, Reuterweg 8: Geschichte und Wesen der Gemeinschaftsbewegung. Referent ein Vertreter der Gemeinschaftssache.

Magdeburg: Vierteljahrsversammlung, 7. September, 3 Uhr nachmittags bei Wuthe, Hasselbachstraße 1: Wie soll in der evangelischen Christenheit Buße gepredigt werden? Eine Frage und Aufgabe nicht nur für Prediger, sondern auch für Laien. Vgl. Christliche Welt 98 Nr. 13, 24, 30: Moderne Predigt.

Einundfünfzigste Hauptversammlung
des
Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung
in Ulm
12. bis 16. September

Montag, den 12. September. 4 Uhr: Beratung des Zentralvorstandes im Russischen Hofe.

Dienstag, den 13. September. Vormittags: Fortsetzung der Beratung des Zentralvorstandes. 10 Uhr: Geschlossene Versammlung der Abgeordneten des Württembergischen Hauptvereins in der Aula des Gymnasiums. 3 Uhr: Oeffentliche Begrüßung der Abgeordneten und Festgäste im großen Ratssaale. 5 Uhr: Nichtöffentliche Versammlung in der Aula des Gymnasiums. 7 Uhr: Festgottesdienst im Münster. Predigt: Pfarrer D. Hackenschmidt aus Straßburg i. E. $^1/_2$9 Uhr: Freie gesellige Vereinigung auf der Wilhelmshöhe. Ansprachen der Diasporaprediger u. s. w.

Mittwoch, den 14. September. $7^1/_2$ Uhr: Choralblasen vom Hauptturme des Münsters. 8 Uhr: Glockengeläute vom Münster und der Dreifaltigkeitskirche. $8^1/_2$ Uhr: Versammlung der Abgeordneten und Festgenossen im Rathause, von da Festzug ins Münster. 9 Uhr: Festgottesdienst im Münster. Predigt: Professor D. Spitta aus Straßburg i. E. 11 Uhr: Erste öffentliche Versammlung in der Dreifaltigkeitskirche: Eröffnungsansprache des Vorsitzenden; Vortrag aus dem Jahresbericht des Zentralvorstandes durch dessen Schriftführer, Pfarrer D. Hartung aus Leipzig; Begrüßungen, Ansprachen und sonstige Mitteilungen von Abgeordneten und Gästen. $2^1/_2$ Uhr: Gemeinsames Festmahl im Saalbau (mit Frauen). $^1/_2$8 Uhr: Oeffentliche gesellige Vereinigung der Mitglieder und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins im Saalbau (mit Frauen). Reden und Gesangsvorträge.

Donnerstag, den 15. September. 8 Uhr: Choralblasen vom Hauptturme des Münsters. $8^1/_2$ Uhr: Glockengeläute von beiden Kirchen. 9 Uhr: Zweite öffentliche Hauptversammlung in der Dreifaltigkeitskirche: Besprechung über den Jahresbericht des Zentralvorstandes; Vortrag des Archidiakonus Jacobi aus Weimar über „die Diaspora in Lothringen“; Bericht über das gemeinsame Liebeswerk, für welches Essek in Slavonien, Lichtenfels in Bayern, Osielsk in Posen vorgeschlagen worden sind, erstattet von Oberkonsistorialrat Koch aus Berlin; Fortsetzung der Ansprachen; Bestimmung über Ort und Zeit der nächsten Hauptversammlung. 4 Uhr: Grundsteinlegung der Kirche in Söflingen. Sammlung im Klosterhofe. $7^1/_2$ Uhr: Gesangsgottesdienst im Münster. 9 Uhr: Münsterbeleuchtung.

Freitag, den 16. September. Ausflug an den Bodensee.

Festteilnehmer, die durch Vermittelung des Festausschusses freie Wohnung oder Wohnung gegen Entgelt in einem Gast- oder Privathause zu erhalten wünschen, wollen sich spätestens bis 1. September unter der Adresse des Stiftungsverwalters Sprandel, Münsterbauhütte, anmelden.

Leipzig und Ulm, August 1898

Der Zentralvorstand
Der Württembergische Hauptverein
Der Festausschuß

Gieb dem, der dich bittet!

Die in der eichsfeldischen Diaspora wohnenden Mitglieder meiner Gemeinde haben seit einer Reihe von Jahren ihre Gottesdienste auf einer königlichen Domäne gefeiert. Nachdem diese vor kurzem einen katholischen Pächter erhalten hat, haben wir zur Abhaltung unsrer Gottesdienste keinen Raum mehr. Wir beabsichtigen daher mit Zustimmung des Konsistoriums der Provinz Sachsen in Weißenborn-Lüderode eine kleine evangelische Kapelle zu erbauen. Hierbei sind wir aber auf die Unterstützung unsrer Glaubensgenossen angewiesen. Um solche Unterstützung — auch durch kleinste Beiträge — bitte ich hiermit herzlich. Ueber alle Gaben wird am Ende jedes Monats in unserm Gemeindeblatte quittirt, und die betreffende Nummer wird den freundlichen Gebern zugesandt.

Zwinge am Harz **Gustav Habermann**, Pfarrer

Christliche Erziehung und gründliche Nachhilfe erhalten Gymnasiasten oder Realschüler bei einem Oberlehrer. Anfragen unter **H. O. W.** durch die Expedition dieses Blattes.

Unterrichts- und Erziehungsanstalt
der evangelischen Gemeinde zu Meran in Südtirol.

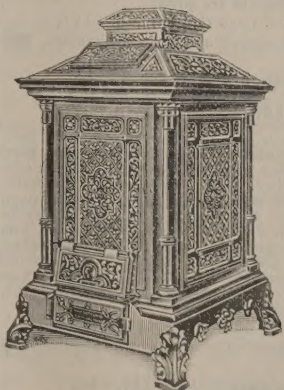
Für Knaben Vorbereitung zu mittleren Klassen höherer Schulen. Für Mädchen höhere Töchterschule. Mädchenpensionat. Vortrefflicher Unterricht. Mütterliche Pflege. Gesundheitlich beste Erfolge vom Meraner Klima. Schulbeginn 15. September. Prospekte und Näheres durch Pfarrer Dr. **Zelle**, Meran.

Zell im Wiesenthale (bad. Schwarzwald):

Staatlich konzessionierte **Privattöchterschule** verbunden mit **Familienpensionat.** Junge Mädchen vom 10. Jahre an finden sorgfältige Pflege und Erziehung, gediegene Ausbildung in Wissenschaften, Sprachen und Musik. Angenehmes Familienleben. Schöne, gesunde, waldreiche Gegend. **Frl. M. u. J. Baumgartner.**

Nähere Auskunft erteilen gerne die Herren Seminardirektor Dr. H. Oeser und Professor A. Thoma—Karlsruhe; Stadtpfarrer H. Specht—Zell i. W.

Original Musgrave's Irische Oefen u. Luftwärmer



System langsamer Verbrennung.

Feinst regulirbare, chamotte gefütterte Cokesöfen. Heizkraft bis zu 4000 Cbm. Besonders geeignet für grosse Räume: **Bethallen, Kirchen** usw. (D. R. P. Nr. 81533.)

Kirchen-Oefen

in einfachster und feinster Ausstattung.

Cataloge, Preislisten, Zeugnisse und Voranschläge zu Diensten

Esch & Cie.,
Fabrik Irischer Oefen, **Mannheim.**
Filiale: Esch & Cie., Frankfurt a. M.

Kaffee rohen und gebrannten, feine, preiswerte Qualitäten, empfiehlt u. versendet
Alfred Böhm,
Stuttgart.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Zum Gedächtnis des Fürsten Bismarck

ist soeben in meinem Verlage erschienen:

Rede

gehalten im Kollegienhause
der
Kaiser Wilhelms-Universität Straßburg
am 1. August 1898
von
Professor Dr. theol. et phil. **H. Holtzmann.**

In dieser unmittelbar unter dem Eindruck des Todes Bismarcks gehaltenen Gedächtnisrede wird der große Tote geschildert „als Vorbild geistiger Arbeit, als Lehrer, der aus dem genialst geschriebenen aller Lehrbücher, dem großen Schicksalsbuch der Menschen, uns eines der ergreifendsten Kapitel vorgelesen hat, als das Phänomen einer ins Kolossale angewachsenen Kraft der Intelligenz und des Willens, als eine strahlende Erscheinung, wie sie nur selten aus der Tiefe des Weltgrundes emportauchen.“

Das Schriftchen ist gegen Einsendung von 23 Pf. in Briefmarken direkt von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Stadtstraße 1 zu beziehen.

Demnächst erscheint:

„Bismarck lebt.“

Gedächtnisrede
bei der allgemeinen Trauerfeier in Berlin
am 7. August 1898
gesprochen von
D. Dr. **Wilhelm Kahl.**

P. K. Rosegger's Ausgewählte Schriften.

Octav-Ausgaben. — Band 1 bis 20.

Eleganteste Ausstattung. **Preis geh. 50 M.** In charakteristischem Original-Prachtband (in grüner oder roter Farbe) **Preis 74 M.**

Inhalt von Band 1 bis 20.

Das Buch der Novellen, 1., 2., 3. Band. — **Die Schriften des Waldschulmeisters.** — **Sonderlinge aus dem Volke der Alpen.** — **Die Aelpler.** — **Volksleben in Steiermark.** — **Heidepeter's Gabriel.** — **Waldheimat,** 1., 2. Band. — **Feierabende: Sommerabende, Winterabende.** — **Am Wanderstabe.** — **Sonntagsruhe.** — **Dorfsünden.** — **Meine Ferien.** — **Der Gottsucher.** — **Neue Waldgeschichten.** — **Das Geschichtenbuch des Wanderers,** 1., 2. Band. — **Bergpredigten.**

Preis des Bandes geh. 2 M. 50 Pf., eleg. geb. (grün oder rot) 3 M. 70 Pf.

☛ Jeder Band ist für sich vollkommen abgeschlossen und einzeln käuflich. ☚

Inhalt von Band 21 bis 30.

Band 21. **Höhenfeuer.** Neue Geschichten aus den Alpen. — Band 22. **Allerhand Leute.** — Band 23. **Jakob der Letzte.** Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen. — Band 24. **Martin der Mann.** Eine Erzählung. — Band 25., 26. **Der Schelm aus den Alpen.** Allerhand Geschichten und Gestalten, Schwänke und Schnurren. Zwei Bände. — Band 27. **Hoch vom Dachstein.** Geschichten und Schildereien aus Steiermark. — Band 28. **Allerlei Menschliches.** — Band 29. **Peter Mayr, der Wirt an der Mahr.** Eine Geschichte aus deutscher Heldenzeit. — Band 30. **Spaziergänge in der Heimat.** Nebst einem Anhang: **Ausflüge in der Fremde.**

Preis des Bandes geh. 4 M., eleg. geb. (grün oder rot) 5 M. 20 Pf.

☛ Jeder Band ist für sich vollkommen abgeschlossen und einzeln käuflich. ☚

Miniatur-Ausgaben.

P. K. Rosegger,

Waldheimat. 1. Band. Kindesjahre. 3. Auflage. — **Waldheimat.** 2. Band. Lehrjahre. 3. Auflage. — **Die Schriften des Waldschulmeisters.** 13. Auflage. — **Das Buch der Novellen.** Erste Reihe. 5. Auflage. — **Das Buch der Novellen.** Zweite Reihe. 5. Auflage. — **Heidepeter's Gabriel.** 4. Auflage. — **Die Aelpler in ihren Wald- und Dorftypen geschildert.** 4. Auflage. — **Der Gottsucher.** Ein Roman. 4. Auflage. — **Sonntagsruhe.** 4. Auflage. — **Dorfsünden.** 4. Auflage. — **Das Volksleben in Steiermark.** 6. Auflage. — **Höhenfeuer.** 3. Auflage. — **Sonderlinge aus dem Volke der Alpen.** 6. Auflage — **Allerhand Leute.** 4. Auflage. — **Geschichtenbuch des Wanderers.** 3. Auflage. — **Jakob der Letzte.** Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen. 4. Auflage. — **Neue Waldgeschichten.** 6. Auflage. — **Hoch vom Dachstein.** Geschichten und Schildereien aus Steiermark. 3. Auflage. — **Peter Mayr, der Wirt an der Mahr.** 4. Auflage.

Preis des Bandes in eleg. Orig.-Einbd. (rot) mit Goldschn. 6 Mark.

☛ Jeder Band ist für sich vollkommen abgeschlossen und einzeln käuflich. ☚

P. K. Rosegger's Ausgewählte Werke.

Pracht-Ausgabe. Lexikon-Format.

Mit 900 Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer.

In 6 Original-Prachtbänden zum Preise von **12 M. 50 Pf.** pro Band. Einband in grüner, roter oder brauner Farbe.

☛ Jeder Band ist für sich vollkommen abgeschlossen und einzeln käuflich. ☚

A. Hartleben's Verlag in Wien I., Seilerstätte 19.

Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen.

Bismarck

und die politischen Anschauungen in Deutschland
von **1847—1862.**
Von
Dr. W. Busch,
ord. Professor der Geschichte in Tübingen.
Gr. 8. 1896. M. —.60.

Staatsminister Jolly.

Ein Lebensbild
von
Hermann Baumgarten und **Ludwig Jolly,**
weil. Professor in Straßburg. Professor in Tübingen.

Broschiert M. 4.75. Einfach gebunden M. 6.—.
Gebunden in Liebhaberband M. 8.25.

Jolly kann weder in Baden noch im Reich vergessen werden. Denn er war unter den deutschen Staatsmännern nächst **Bismarck** am bewußtesten und hingebendsten für die nationale Einigung thätig und hat sich auch um sein engeres Vaterland seltene Verdienste erworben. Sein Wirken ist eine Bewährung des **Bismarckschen** Worts, daß in der Politik der Glaube in Wahrheit Berge versetzt, und Mut und Sieg nicht im Kausalzusammenhang, sondern identisch sind.

„Wenn **Bismarck** der Schmied des Deutschen Reiches ist, so war Jolly ihm ein treuer Geselle, dessen Arbeit der des Meisters mächtig Vorschub leistete. Fast noch besser als an der Wirksamkeit des alles in seinen Bann zwingenden Genies **Bismarcks**, des Ministers eines mächtigen, sich selbst genügenden Staats, kann man das Ringen und Streben Jollys verfolgen, »quantae molis erat germanam condere gentem«, welch eine Riesenaufgabe es war, das Deutsche Reich zu gründen. Die Geschichte dieses Mannes gehört zum Interessantesten, Lehrreichsten und Erhabensten, was ein deutscher Patriot lesen kann, und man darf es mit großer Freude begrüßen, daß dem deutschen Volke eine eingehende Biographie Jollys geschenkt worden ist.“
Württembergische Volkszeitung.

„Die unvergänglichen Verdienste, die Jolly sich um die nationale Einigung erworben, sind bekannt, und schon um ihretwillen wird man seine Biographie mit Interesse lesen. . . . Als dann im Jahre 1870 das Werk der Einigung gekrönt wurde, war es ihm vergönnt, in Versailles den Vertrag über den Eintritt Badens in den deutschen Bund und die Militärkonvention mit Preußen abzuschließen. Die aus dieser Zeit mitgeteilten Briefe an seine Frau bieten nicht nur eine treffliche Charakteristik der leitenden und handelnden Persönlichkeiten, insbesondere **Bismarcks**, sondern auch beachtenswerte Mitteilungen über die Ereignisse im Hauptquartier und die Verhandlungen mit den Südstaaten.“
Deutsche Litteraturzeitung.

Aus großer Zeit.

Der Krieg gegen Frankreich 1870/71.

Zweite Ausgabe.

8. 1892. M. 2.—. Gebunden M. 3.—.

Wer die deutsche Jugend lieb hat, sollte helfen, diese prächtige Dichtung unter ihr zu verbreiten. Von Graf Moltke als ein treues und richtiges, von patriotischem Geiste erfülltes Bild der Kriegsereignisse anerkannt ist sie auch mit großem poetischen Geschick behandelt und wird von Jung und Alt mit Begeisterung gelesen werden.

(Der Reichsbote 1892, Nr. 281.)

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig.

Die Entwickelung der katholischen Kirche

im neunzehnten Jahrhundert.

Vorträge
von
Dr. Karl Sell,
Professor der Theologie in Bonn.

8. 1898. M. 1.50. In Skytogen geb. M. 2.—.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig